

Nr. 1501

Weg ohne Wiederkehr

Unsterbliche sterben - der Tod im Reich der Linguiden

von H. G. Francis

Das Jahr 1147 NGZ brachte nach mühsamem, erbitterten Ringen der Milchstraße und ihrer so lange

unterdrückten Völker die Freiheit.

Nicht nur die Cantaro und die anderen Hilfstruppen der ominösen Herren der Straßen konnten im Verlauf des

»Unternehmens Exitus« ausgeschaltet werden, sondern auch die Herren selbst, die sich letztlich als

Manifestationen des Mimikry-Genies Monos entpuppten, des Erzfeindes von Perry Rhodan.

Inzwischen schreibt man in der Menschheitsgalaxis Ende September des Jahres 1169. Mehr als zwei

Jahrzehnte seit dem Ende von Monos sind vergangen, und die neue Ära, die eigentlich mit dem Erwachen des

Mondgehirns begann, ist längst angebrochen. Trotzdem gibt es in der Galaxis in Sachen

Vergangenheitsbewältigung immer noch eine Menge zu tun. Trümmer werden beseitigt. Wunden werden

geheilt, Altbewährtes wird restauriert, und neues wird geboren.

Dann, mitten in der Ära des Wiederaufbaus, ergeht der »Ruf der Unsterblichkeit« an die Träger der

Zellschwingungsaktivatoren - und sie, die relativ Unsterblichen, erleben die schlimmste Krise ihres bisherigen

Daseins. Sie sollen bis zum 15. Oktober die lebensspendenden Geräte bei ES abgeben. Und sie fragen sich: Ist

der Flug nach Wanderer ein WEG OHNE WIEDERKEHR ...?

Die Hauptpersonen des Romans:

Perry Rhodan und Atlan - Sie sind bereit, dem »Ruf der Unsterblichkeit« zu folgen.

Homer G. Adams, Reginald Bull und Roi Danton - Die ZA-Träger ordnen ihre weltlichen Dinge.

Eirene - Sie überbringt eine Nachricht.

Ras Tschubai und Fellmer Lloyd - Die Mutanten im Reich der Linguiden.

Senfro Datalba - Ein freundlicher Linguide.

1.

Perry Rhodan veränderte die Optik vor seinen Augen, und das Meer schien sich ihm mit einem gewaltigen Satz

zu nähern. Jetzt sah er die Rückenflossen der kilometerweit entfernten Killerwale so deutlich, als strichen die

gewaltigen Meerestiere dicht unter der Küste entlang.

»Sie kommen«, sagte er.

Atlan nickte nur.

Der Arkonide saß in entspannter Haltung zwischen den Felsen auf dem Sand. Die Bücke aus seinen rötlichen

Augen waren ins Nichts gerichtet. Der Wind spielte mit seinen silberweißen Haaren, die er mit einem Tuch

zusammenhielt.

Rhodan ließ die Optik zur Seite gleiten, so daß er wieder normal sehen konnte. Er beobachtete die Seelöwen, die sich in der weiten Bucht tummelten. Es waren Hunderte.

»Ich kann nicht glauben, daß ES seine Forderung wirklich ernst gemeint hat«, bemerkte er. »Ich habe es zwar gesagt, aber wirklich glauben kann ich es nicht.«

Atlans Augen belebten sich. Er schien aus einem Traum zu erwachen und Mühe zu haben, sich in der Realität zurechtzufinden.

»Ich kann es mir auch nicht denken«, stimmte er zu.

Wie eine Bombe hatte die von Homunk überbrachte Meldung eingeschlagen, daß sich die Träger der Zellaktivatoren auf Wanderer einfinden und ES die Zellaktivatoren zurückgeben sollten. Homunk hatte ihnen bis zum 15. Oktober 1169 NGZ Zeit gelassen.

Atlan erhob sich.

»Es ist ein Todesurteil«, stellte er fest. »Und das muß einen Grund haben. ES stellt keine Forderungen wie diese, wenn er nicht fundierte Gründe dafür hat.«

»Richtig. Aber ich habe keine Ahnung, was das sein könnte.«

»Ich auch nicht.« Atlan ließ seine Hände in den Hosentaschen Verschwinden, zog sie jedoch sogleich wieder daraus hervor, um die Arme vor der Brust zu verschränken. Doch auch in dieser Haltung verharnte er nicht. Er löste die Arme voneinander, breitete sie kurz aus und ließ sie dann schlaff herabfallen. »Ich habe nicht die Spur einer Erklärung. Er will uns sterben lassen, obwohl die zwanzigtausend Jahre, die er uns gegeben hat, noch lange nicht abgelaufen sind.«

Er ließ sich wieder in den Sand sinken.

»Und ich dachte, ich hätte noch so viel Zeit.«

»Auch Unsterbliche sterben«, sagte Rhodan ruhig. »Nichts ist unendlich. Selbst der Kosmos wird eines Tages enden, und wir werden seine Geheimnisse nicht enträtseln. Das ist es, was mich am meisten stört. Selbst ein so langes Leben, wie wir es genossen haben, reicht nicht aus, um dem wahren Inhalt des Kosmos auch nur ein wenig näher zu kommen. Ich würde gerne wissen, warum diese Ordnung entstanden ist, wer sie so geschaffen hat und nicht anders, und welche Idee sich dahinter verbirgt. Mich beschäftigt die Frage, wie groß die Rolle der Menschen im Rahmen des kosmischen Geschehens wirklich ist, ob wir nicht vielleicht doch ein wenig bedeutender sind, als wir gemeinhin glauben. Es schmerzt mich, daß ich auf meine vielen Fragen keine Antwort bekommen werde.«

»Ich hatte den Tod schon oft vor Augen«, erwiderte der Arkonide, »aber nie in dieser Weise. Ich kann mir

einfach nicht vorstellen, daß wir nach Wanderer fliegen, dort die Zellaktivatoren abgeben - und dann zu Staub zerfallen werden. Es will mir nicht in den Kopf, daß ES so etwas will.« Rhodan lächelte kaum merklich. »Dich stört der Zeitpunkt«, stellte er fest. »Du weißt, daß auch du eines Tages sterben wirst, aber es ist dir noch zu früh.«

»Es ist noch zuviel Motivation in mir«, entgegnete Atlan. »Soviel Neugier. Ich spüre zuviel Kraft in mir. Ich kann noch so viel geben. Es geht ja nicht um mich, sondern um die Menschen. Wenn ES uns abberuft, dann könnte das bedeuten, daß er der Menschheit keine Zukunft mehr gibt. Denn das ist doch die Idee, die hinter der Verleihung der Zellaktivatoren steht, den Menschen der Erde eine große Zukunft zu eröffnen, eine führende Rolle im Universum. Die aber läßt sich nicht verwirklichen, wenn wir die Aktivatoren abgeben müssen. Niemand lebt lange genug, um sich den großen Aufgaben stellen zu können, die eine solche Anforderung mit sich bringt.«

Perry Rhodan bückte aufs Meer hinaus. Er sah die Rückenflossen der Killerwale. Sie durchschnitten die hochgehenden Wellen. Er war an die Küste der argentinischen Provinz geflogen, um hier in Ruhe seinen Gedanken nachgehen zu können, aber auch in der Hoffnung, ein einmaliges Naturschauspiel zu erleben. Doch jetzt wußte er, daß er es kaum wahrnehmen würde, wenn es denn eintreten sollte. Seit Tagen beschäftigte er sich nur mit dem Gedanken an den Tod.

»Es ist ein Unterschied, ob man sich bei einem gefährlichen Einsatz dem drohenden Tod gegenüberstellt, oder ob es der natürliche Tod ist, der dir bevorsteht - obwohl man in diesem Zusammenhang eigentlich gar nicht von einem natürlichen Tod reden kann, da wir ja eine natürliche Lebensverlängerung gar nicht erfahren haben.«

»Wir weichen dem Gedanken an den Tod immer aus, als ob der Tod ausgerechnet um uns einen weiten Bogen machen würde - was ganz sicher nicht der Fall ist. Wir glauben daran, daß der Tod nicht das Ende ist. Es gibt etwas, was danach kommt«, sagte Atlan, als wolle er sich selbst Trost zusprechen. »Nichts geht verloren. Der Tod ist zugleich auch ein Neubeginn, wir wissen nur nicht, wie dieser aussieht. Aber ich zweifle nicht daran, daß es ihn gibt.«

»Natürlich«, stimmte Rhodan zu. »Davon bin auch ich überzeugt. Ich hätte gar nicht leben können, wenn ich nicht immer daran geglaubt hätte. Das Leben hätte für mich keinen Sinn gehabt.«

Atlan blickte ihn forschend an.

»Du bist so ruhig, Barbar«, sagte er.

Rhodan lächelte.

»So hast du mich lange nicht mehr genannt, Arkonidenhäuptling«, erwiderte er.

»Wirst du deinen Nachlaß regeln?« fragte Atlan.

»Natürlich«, antwortete der Freund. »Das ist doch selbstverständlich. Ich kann nicht gehen und meinen

Freunden einen Wust von unerledigten persönlichen Dingen hinterlassen, die sie vielleicht jahrelang mit

unnötiger Arbeit blockieren würden.«

»Dann gehst du davon aus, daß ES es ernst meint?«

»Ich habe das Lachen von ES oft gehört«, erwiderte Rhodan. »Es hat mir gezeigt, daß dieses Wesen eine ganz

besondere Art von Humor hat. In diesem Fall werden wir ES nicht lachen hören. Es geht nicht um einen Scherz.

Glaube nur nicht, daß ES sich über uns Sterbliche lustig macht. Unsere Reise wird auf Wanderer enden. Nichts

von uns wird zur Erde zurückkehren. Nur die Erinnerung wird bleiben.«

Der Terraner blickte Atlan lächelnd an.

»Du solltest dich also darum kümmern, daß man dir ein würdiges Denkmal baut«, empfahl er ihm.

Der Arkonide erwiderte das Lächeln. Er wußte, daß Rhodan es nicht so gemeint hatte, erfaßte jedoch die ernste

Mahnung, die hinter seinen Worten stand.

Er seufzte.

»Es ist schwer, sich mit dem Unabänderlichen abzufinden«, gab er zu. »Nur selten in meinem Leben habe ich

mich mit meinem eigenen Tod befaßt. Ich habe keine Angst davor, aber in mir ist immer noch eine gewisse

Schranke. Sie verhindert, daß ich es wirklich glaube. In mir ist noch ein Hoffnungsfunke. Er signalisiert mir,

daß es doch noch einmal gutgehen könnte.«

»Lösche ihn«, empfahl ihm Rhodan. »Es ist vorbei. Sei dankbar, daß du viele Jahrtausende leben durftest und

daß du dabei Dinge gesehen hast, die den Augen von den unendlich vielen Menschen verborgen geblieben sind.

Die Wunder des Universums sind Alltag für dich geworden. Was würden andere Menschen dafür geben, wenn

sie nur ein einziges dieser Wunder hätten bestaunen können.«

»Hast du sonst noch einen Tip für mich?« fragte Atlan ironisch.

Rhodan lachte.

»Ich wollte dir keine Lebenshilfe geben, Arkonide«, erwiderte er belustigt. »Schließlich bin ich ein junger

Mann - verglichen mit dir.«

»Dann bin ich beruhigt«, lächelte Atlan. »Ich dachte schon, ich, als der wesentlich Ältere von uns beiden,

müßte mir jetzt einen Vortrag über die Gnade der relativen Unsterblichkeit anhören. Zudem hat das Wort

»Lebenshilfe« in diesem Zusammenhang einen recht eigenartigen Beigeschmack.«

Er löste das Tuch aus seinen Haaren.

»Ich habe mich all die Jahre so verdammt sicher gefühlt«, gestand er nun wieder in ernsterem Ton. »Mit allen möglichen Dingen habe ich gerechnet, nur nicht damit, daß ausgerechnet ES mir den Boden unter den Füßen wegziehen würde.«

Rhodan zählte die Wellen. Sechs kleineren folgte jeweils eine, die sich höher auftürmte als die anderen, sie

rollte mächtiger ans Ufer, brach sich gewaltiger in der Brandung und schoß danach weiter als jede andere auf

den weißen Sand hinauf bis zu den Seelöwen, die in der Sonne dösten.

»Wir werden nach Wanderer fliegen und dort tun, was ES von uns verlangt«, erklärte er. »Und ich hoffe, daß

uns alle Aktivatorträger begleiten werden.«

»Du meinst, es könnte jemand unter ihnen sein, der sich weigert, mit uns zu fliegen, weil er hofft, dadurch

seinem Schicksal entgehen zu können?«

»Es wäre nur allzu menschlich.«

»Ich werde mit allen reden«, versprach der Arkonide.

»Ras und Fellmer sind nicht da. Sie sind im Jergelen-System auf der Eastside. Dort im Simban-Sektor, dem

Hoheitsgebiet der Tentra-Blues, sollen sie Erkundigungen über die Linguiden einholen. Sie werden wohl nicht

bis zum fünfzehnten Oktober zurück sein. Wir müssen sie informieren.«

»Müssen wir das wirklich?« fragte der Arkonide. »Wäre es nicht menschlicher, wenn wir das nicht täten? Dann

wüßten sie nichts von dem bevorstehenden Ende. Der Tod würde sie überraschen, aber das ist vielleicht

gnädiger, als wenn sie sich fast zwei Wochen lang mit dem Gedanken an das Unabwendbare quälen.«

»Ich habe Eirene bereits den Auftrag erteilt«, eröffnete ihm Rhodan. »Sie wird am vierten Oktober mit dem

Nakken Willom auf dessen Dreizackschiff ANEZVAR in die Eastside aufbrechen, um den beiden zu sagen,

was sie erwartet.«

Wieder rollte eine siebte Welle auf den Strand zu. Aus ihr ragten eine große Rückenflosse und dicht daneben

eine kleine hervor. Ein Killerwal mit seinem Jungen auf der Jagd.

Rhodan beobachtete, wie die beiden Wale von der Welle auf den Sand hinaufgetragen wurden und wie sie nach

den Seelöwen schnappten. Das Muttertier war offensichtlich nur bemüht, dem Jungen zu zeigen, mit welchem

Trick man an die Beute herankommen konnte, die sich auf dem scheinbar so sicheren Strand befand. Es

schnappte nur drohend zu, packte seine Beute jedoch nicht, obwohl es die Chance dazu gehabt hätte. Das Junge

versuchte, einen der Seelöwen zu erbeuten, war jedoch zu ungeschickt. Beide Wale blieben zappelnd auf dem

Sand liegen, bis sie von einer weiteren, besonders hochgehenden Welle erfaßt und ins Meer zurückgespült wurden.

Atlan lächelte.

»Das Leben geht weiter«, sagte er. »Auch wenn wir nicht mehr da sind. Der Weg der Menschen ist noch lang, und die Jungen werden lernen müssen. Wir können ihnen Hilfen geben, aber wir können sie auf ihrem Weg nicht mehr begleiten.«

»Das könnte der Gedanke von ES sein«, stimmte Rhodan zu. »Ich glaube nicht daran, daß ES an der führenden Rolle der Menschheit zweifelt. Nur könnte die Superintelligenz zu der Einsicht gekommen sein, daß es ohne uns bessergeht.«

»Bitter für uns, aber durchaus möglich«, nickte der Arkonide.

Mehr als zwanzig Jahre waren seit der Entmachtung von Monos vergangen. Die Lage in der Milchstraße hatte

sich stabilisiert. Obwohl noch nicht alle Trümmer beseitigt und noch nicht alle Probleme gelöst worden waren, hatten sich die Galaktiker im großen und ganzen wieder gefangen. Sie waren zuversichtlich, daß die alte

Ordnung irgendwann wiederhergestellt und daß der Wiederaufbau abgeschlossen sein würde.

Friede herrschte

in der Milchstraße. Er hatte eine hoffnungsvolle Entwicklung ermöglicht, wie sie die meisten Völker seit

Jahrhunderten ersehnt hatten.

Ein neues, raumfahrendes Volk war aufgetaucht und machte von sich reden. Es war das Volk der Linguinen.

Sie kamen aus der Eastside der Galaxis, und der Ruf von »Friedensmachern« eilte ihnen voraus. Eben nach

diesem Volk sollten Ras Tschubai und Fellmer Lloyd Ausschau halten.

Atlan blickte den Freund lange an.

Er meinte, ihm bis ins Innerste sehen zu können. Niemanden kannte er besser als Perry Rhodan.

Nach einer Weile erschien ein kleines Lächeln auf seinen Lippen, und in seinen rötlichen Augen blitzte es auf.

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, mein Freund«, sagte er. »Du glaubst auch nicht daran, daß ES es wirklich ernst meint. Tief in dir sind

Zweifel. Du kannst es dir einfach nicht vorstellen. Es erscheint zu absurd.«

»Du hast recht«, gestand Rhodan ein. »Zweifel sind da. Vielleicht hat ES sich geirrt?«

»Unwahrscheinlich«, lehnte der Arkonide ab. »Wir können bei ES zwar einen Irrtum nicht ausschließen, aber in diesem Fall glaube ich nicht daran.«

»Und woran glaubst du?«

»Es könnte ein Plan von ES sein«, vermutete Atlan. Er erhob sich und ging einige Schritte in die Bucht hinaus.

Einige im Windschatten der Felsen liegende Seelöwen wichen ihm brüllend aus, zeigten jedoch keine

Aggressionen. Sie lebten schon lange in diesem Naturschutzpark. Sie wußten, daß ihnen vom Menschen keine

Gefahr drohte. »Wir haben schon öfter erlebt, daß ES irgendwelche Pläne ausgeheckt hat, um Probleme zu

lösen, von deren Existenz wir erst sehr viel später erfahren haben.«

»Es könnte ein Trick sein«, überlegte Rhodan. »Der Schwindel einer feindlichen Macht, die sich auf Wanderer

eingestürzt und Homunk in ihre Gewalt gebracht hat.«

»Die Kosmokraten?«

»Das können wir nicht ausschließen. Ich denke aber auch daran, daß es eine Falle von Monos Vater sein

könnte, der auf diese Weise zum erstenmal direkt eingreifen will, um seinen Sohn zu rächen.«

Rhodan trat ebenfalls in die Bucht hinaus. Zusammen mit dem Arkoniden wanderte er an den Felsen entlang,

umging auf diese Weise die Hauptgruppe der am Wasser ruhenden Seelöwen und blieb schließlich am Strand

stehen. Er fürchtete nicht, von den Killerwalen angegriffen zu werden. Die hochintelligenten Tiere wußten sehr

wohl zwischen Menschen und Seelöwen zu unterscheiden. Außerdem hatten freilebende Orcas noch niemals

Menschen attackiert.

Schon seit 21 Jahren wartete Rhodan darauf, daß Gesils »Schänder« auf den Plan trat, um Rache zu nehmen für

das Ende seines Sohnes. In all dieser Zeit war er jederzeit darauf vorbereitet gewesen, sich seinem Intimfeind

zu stellen. Er konnte nicht ausschließen, daß es jetzt zu der lange erwarteten Auseinandersetzung kam.

»Die Spekulationen bringen uns nicht weiter«, sagte Atlan.

»Richtig. Die Wahrheit werden wir erst auf Wanderer erfahren. Es wäre jedoch ein verhängnisvoller Fehler,

wenn wir nicht alle Möglichkeiten in Erwägung ziehen. Wir könnten von einer Seite überrascht werden, mit der

wir nicht gerechnet haben.«

»Wir werden uns nicht überraschen lassen. Wir bereiten uns auf verschiedene Möglichkeiten vor, und dann

lassen wir alles Weitere auf uns zukommen.«

*

»Du sagst das so, als wüßtest du genau, daß du nie wieder auf die Erde zurückkehrst«, sagte der Anwalt und

blickte Rhodan erstaunt an. »Natürlich habe ich von der Forderung von ES gehört. Die Presse ist schließlich

voll davon, aber ich habe das für nicht so ernst genommen.«

»Könnte es aber sein«, erwiderte Rhodan. »Und deshalb möchte ich diese Seite geregelt haben.«

Er stand an einem Fenster in einem der oberen Geschosse eines Hochhauses in Boston. Tief unter ihm zogen

graue Wolken vorbei und verbargen die Sicht auf die Straßen.

»Die Folgen dieser Forderung sind bereits jetzt verheerend«, erklärte der Anwalt. »Die Kurse an den Börsen

sind buchstäblich abgestürzt. Das galaktische Währungsgefüge ist in erheblicher Gefahr. Alle Wirtschaftsforschungsinstitute haben ihre Aussagen deutlich korrigiert. Der bisher überall vorherrschende

Optimismus ist in Pessimismus umgeschlagen. Einige Wirtschaftsaguren sprechen sogar schon von einer

tiefen Depression, die uns bevorsteht.«

»Sie übertreiben«, stellte Rhodan klar. Er ging zu einem Sessel und setzte sich. »Das Leben geht auch ohne uns

Aktivatorträger weiter.«

»Das ist sicherlich richtig«, stimmte Sam Whasboush, der Anwalt, zu. Er war ein kleiner Mann mit kurzen,

krausen Haaren, leicht schräg gestellten Augen, hohlen Wangen und einer gekrümmten Nase. Er hielt sich

auffallend gerade, und jede seiner Gesten schien wohlüberlegt zu sein. »Unübersehbar ist aber auch, daß diese

schlechte Nachricht voll auf die Wirtschaft durchgeschlagen ist und das vorläufige Ende der Hoffnungen von

zahllosen Menschen auf eine bessere Zukunft bedeutet. Du darfst nicht nur an die großen

Unternehmungen in

der Industrie und auf dem Dienstleistungssektor denken, sondern du solltest die sogenannten kleinen Leute im

Auge haben, die nur wenig tun können, um ihr eigenes Schicksal zu bestimmen und günstiger zu gestalten.«

»Deshalb bin ich hier«, erklärte Rhodan.

Der Anwalt blickte ihn überrascht an.

»Es geht mir um die sozial Schwachen«, betonte Rhodan. »Ich möchte etwas für sie tun.«

»Du könntest dich an die Presse wenden.«

Rhodan seufzte.

»In den letzten vierundzwanzig Stunden habe ich eine Pressekonferenz abgehalten, zwölf Interviews gegeben

und war in vier Talk-Shows. Mehr kann ich nicht tun. Ich habe versucht, den Menschen

Hoffnung zu geben,

aber ich kann nun einmal diese rätselhafte Forderung von ES nicht aus der Welt schaffen. Ich kann mich nicht

hinstellen und behaupten, daß sie nicht existiert.«

»Das ist richtig«, stimmte der Anwalt zu. »Was hast du vor?«

»Ich werde mein privates Vermögen einsetzen, um den Menschen zu zeigen, daß ich voller Optimismus in die

Zukunft sehe, obwohl ich zusammen mit den anderen Aktivatorträgern am fünfzehnten Oktober auf Wanderer

erscheinen und meinen Zellaktivator abgeben muß.«

»Du glaubst also doch, daß es irgendwie weitergeht?«

»Wenn nicht für mich, so doch ganz gewiß für die Menschheit. Es ist nicht gut, wenn man sich allzusehr an mir

orientiert.«

»Dein privates Vermögen ist beträchtlich«, erklärte Whasboush nach einem kurzen Blick auf den Bildschirm

seines Computers. »Im Verlauf deines Jahrtausende währenden Lebens haben sich gewaltige

Vermögenswerte
angesammelt.«

»Von denen ich die meisten in öffentliche Stiftungen eingebracht habe«, ergänzte Rhodan.
»Durch viele Wirren und wirtschaftliche Umschichtungen haben sich Verschiebungen ergeben.

In zahlreichen

gerichtlichen Auseinandersetzungen hat dieses Büro - belegt durch die Aufzeichnung meiner
Vorfahren -

immer wieder Ansprüche für dich durchgesetzt und so das Vermögen vergrößert.«

»Richtig«, unterbrach ihn Rhodan ein wenig ungeduldig. »Dennoch ist es nicht korrekt, von
meinem

Privatvermögen zu sprechen. Geld ist für mich nie wichtig gewesen. Es hat immer Dinge
gegeben, die ich

wesentlich höher eingestuft habe als Vermögen. Tatsache ist, daß so gut wie alles in Stiftungen
eingebracht

wurde.«

»In denen du eine gewichtige Stimme hast.«

»Damit soll jetzt Schluß sein. Ich verzichte auf alles. Was jetzt noch vorhanden ist, geht in den
Fonds für

körperlich Benachteiligte.«

»Es gibt wichtigere Fonds«, kritisierte der Anwalt. »Ich denke zum Beispiel an ...«

»Für mich nicht«, sagte Rhodan rasch. »Ich möchte nicht, daß irgend jemand wegen seines
Aussehens

benachteiligt und um seine Lebensfreude betrogen wird. Wenn ich die finanziellen Mittel in
diesem Fonds

aufstocke, zeige ich den Menschen, daß ich voller Zuversicht in die Zukunft sehe, in eine
Zukunft, in der das

Brot auf dem Tisch so selbstverständlich ist, daß sich darüber niemand Gedanken macht. Damit
will ich den

Menschen Hoffnung geben und ihnen vor Augen führen, daß ich an ihrer großartigen Zukunft
nicht den

geringsten Zweifel hege.«

Lächelnd unterzeichnete er bald darauf eine Reihe von Verträgen und Bestimmungen über seinen
Nachlaß.

»Wie ich gehört habe, ist Homer Gershwin Adams auch hier in Boston«, eröffnete ihm der
Anwalt, als alle

rechtlichen Angelegenheiten abgeschlossen waren. »Ich weiß allerdings nicht, ob man ihn
erreichen kann.«

»Versuch' es«, bat Rhodan.

Eine Verbindung zu Adams kam nicht zustande, und Rhodan beschloß, Boston zu verlassen und
zum Goshun-

See zurückzukehren.

Als er das Anwaltsbüro verließ, besaß er so gut wie nichts mehr.

2.

»Ich muß das alles regeln, Serena«, beschloß Homer G. Adams das Gespräch mit seiner
Lebensgefährtin. »Es

wird einige Tage dauern, dann melde ich mich wieder bei dir.«

Er schaltete den Telekom ab und wandte sich wieder Walda Rem, seinem Assistenten zu, einem
hoch

aufgeschossenen, schlanken Mann mit schütterem Haar und einem dichten Oberlippenbart, dessen Spitzen um die Mundwinkel herumführten.

In den ersten Tagen nach dem 30. September, jenem denkwürdigen Tag, an dem Homunk mit der Nachricht

von ES zur Erde gekommen war, hatte Homer G. Adams fieberhaft gearbeitet. Und auch an diesem 4. Oktober

gönnte er sich keine Pause. Er wollte alle seine Geschäfte in Ordnung und zum Abschluß bringen.

»Ich muß mir den Vorwurf machen, daß ich allzu viele Dinge nur durch mündliche Vereinbarungen geregelt

habe«, sagte er zu Walda Rem. »Jetzt habe ich sie im Kopf, aber nach meinem Tod weiß von unserer Seite

niemand davon.«

»Sprich doch bitte nicht immer von deinem Tod«, bat sein Assistent. Er fuhr sich nervös über den Bart. »Es will

mir nicht in den Kopf, daß du nicht von Wanderer zurückkehren wirst.«

Die Tür öffnete sich und eine korpulente Frau drängte sich herein.

»Chris Oelra«, stellte sie sich vor. »Ich arbeite für die Morning Post News.«

Aus einer Tasche holte sie eine mit einer Antigraueinheit versehene Kamera hervor, die sie über der Tür

postierte, nachdem sie sie auf den Unsterblichen gerichtet hatte.

»Ich habe keine Zeit«, versuchte Adams sie abzuweisen. »Wir müssen noch tagelang ...«

»Wer einen derartigen Einfluß auf das Schicksal der Menschheit hat wie du, muß ganz einfach Zeit für die

News haben«, fuhr sie ihm ins Wort. »Mann, du stehst im Blickpunkt der Öffentlichkeit. Auf Tausenden von

Planeten in der Milchstraße denkt man verzweifelt darüber nach, wie es weitergehen soll. Die Börsen sind in

Aufruhr. Die Verluste des heutigen Tages gehen in die Billionen.«

»Das waren längst fällige Korrekturen«, wiegelte Homer G. Adams ab. »Die meisten Kurse waren überhöht

und entsprachen in keiner Weise dem inneren Wert der Papiere.«

»Du meinst also nicht, daß die Panik an den Börsen damit zu tun hat, daß ES von dir und den anderen

Aktivatorträgern will, daß ihr den Löffel abgibt?«

»Wie bitte?« Die Miene des Finanzgewaltigen verdüsterte sich. Er war keineswegs gewillt, dieser aufdringlichen Reporterin ein Interview zu geben.

»Na gut«, lenkte sie ein. »Ich meinte die Aktivatoren, die euch zu einem widernatürlichen Leben verhelfen

haben.«

Adams erhob sich.

»Wie bitte?« wiederholte er. »Sagtest du: widernatürlich?«

»Genau das Wort habe ich verwendet«, bestätigte sie. »Gott hat uns das Leben geschenkt, und er hat auch die

Lebensspanne bestimmt, die uns allen zusteht. Es kommt schon einer Revolte gegen Gott gleich, wenn sich

Menschen erdreisten, diese Lebensspanne bis ins Unendliche ausweiten zu wollen. Ich habe

heute den Priester
 der Sekte der Letzten Tage interviewt. Er sprach sogar von Gotteslästerung. Was sagst du dazu?«
 Homer G. Adams verzog keine Miene. Er wußte, daß die Kamera auf ihn gerichtet war. Gerade
 nach solch
 provozierenden Aussagen sollte sie jede seiner Regungen erfassen.
 »Ich bin gerne bereit, mich ausführlich über philosophische Fragen zu äußern«, erklärte er und
 fügte mit einem
 kleinen Lächeln hinzu: »Nach meiner Rückkehr von Wanderer.«
 »Dann rechnest du also damit, daß du zurückkommst?« hakte sie nach.
 »Aber sicher doch«, bestätigte er. »In welcher Form auch immer.«
 »Wie darf ich das verstehen?«
 »Darüber kannst du nachdenken, wenn du wieder in deiner Redaktion bist«, entgegnete er. »Und
 jetzt ... raus!«
 Er gab seinem Assistenten einen Wink, und Walda Rem drängte die Reporterin zur Tür hinaus,
 wobei er nicht
 versäumte, ihr die Kamera hinterherzuschieben.
 »Eine widerwärtige Person«, sagte er, als er die Tür hinter ihr geschlossen und der Syntronik den
 Befehl
 gegeben hatte, niemanden hereinzulassen. »Tut mir leid, daß sie hier eindringen konnte.«
 »Schon gut«, beruhigte ihn Adams. »Für die Medien ist diese Geschichte eine Sensation
 besonderer Art. Ich
 habe mir schon ganz andere Bemerkungen und Fragen anhören müssen. Vielleicht wäre es besser
 gewesen, wir
 hätten die Presse nicht informiert.«
 »Ich bin nicht der Meinung, daß du Gott ins Handwerk gepuscht hast. Auch die anderen
 Aktivatorträger haben
 das nicht getan. Wenn es überhaupt jemand getan hat, dann war es ES.«
 Homer G. Adams winkte lächelnd ab.
 »Laß es lieber«, riet er seinem Assistenten. »ES könnte so etwas gar nicht. Auch die
 Superintelligenz ist nur ein
 Teil der Schöpfung.«
 »Du bist bemerkenswert ruhig und gefaßt«, stellte Rem fest.
 »Das sieht nur so aus«, erwiderte Adams. »Ich gestehe, daß ich mich seit Tagen damit befasse,
 wie ich mich der
 Forderung von ES entziehen kann. Ich brauche die Unsterblichkeit nicht unbedingt. Es würde mir
 nichts
 ausmachen, an der Seite von Serena wie jeder andere Mensch auch zu altern und schließlich zu
 sterben. Mir
 graust jedoch bei dem Gedanken, daß ich innerhalb von zweiundsechzig Stunden altern und
 schließlich zu
 Staub zerfallen soll. Damit kann ich mich einfach nicht abfinden.«
 Rem setzte sich ihm gegenüber an den mit Akten überladenen Tisch.
 »Glaubst du denn, daß es eine Möglichkeit gibt, ES ein Schnippchen zu schlagen?«
 »Ich denke seit Tagen darüber nach, aber noch habe ich keine Antwort gefunden.«
 Er erhob sich überraschend und ging zur Tür.
 »Ich bin gleich zurück«, sagte er. »Arbeite weiter. Es dauert nicht lange.«
 »Okay«, erwiderte sein Assistent. »Ich habe eine Menge von Sachen zu erledigen, bei denen ich
 dich nicht

unbedingt benötige.«

Homer G. Adams ging hinaus - und verschwand von der Bildfläche. Als Rem Stunden später nach ihm suchte,

war es längst zu spät. Adams hatte keine Spur hinterlassen.

*

Ronald Tekener hatte geglaubt, nach so langer Zeit über den Tod von Jennifer Thyron hinweggekommen zu sein.

Jetzt merkte er, daß die Wunde noch nicht verheilt war. Mit der Forderung von ES war sie wieder aufgebrochen.

Julian Tifflor traf Tekener im Dschungel der Provinz Kambodscha, wo er eine antike Tempelstadt besucht

hatte. Der Narbengesichtige blickte Tifflor überrascht an, als der plötzlich aus dem Dickicht trat.

»Was machst du hier?« fragte er.

Tifflor deutete lächelnd über seine Schulter zurück zu den Tempeln.

»Ich habe da drüben gehört, daß hier der einzige noch lebende Mann mit Lashat-Narben im Gesicht zu einem

Team von Archäologen gestoßen ist«, erwiderte er. »Ich habe lange überlegt und bin dann zu dem

überraschenden Schluß gekommen, daß eigentlich nur du dieser Mann sein kannst.«

»Ach«, spottete Tekener. »Wer hätte dir einen solchen Scharfsinn zugetraut?«

»Vermutlich niemand.« Tifflor lachte. Er legte dem Freund die Hand auf die Schulter. »Ich wäre allerdings

auch auf dich gekommen, wenn man mir gesagt hätte, daß hier jemand ist, der mit glänzenden Augen zusieht,

wie an dieser Stelle ein Waffendepot aus dem zwanzigsten Jahrhundert geborgen wird.«

»Ich bin in der Tat begeistert«, gab der Smiler zu. Er drehte sich um und zeigte auf die Archäologen und die

Roboter, die eine große Grube aufgedeckt und damit Tausende von Schußwaffen der unterschiedlichsten Art

freigelegt hatten. »Hier haben jahrzehntelang Kämpfe stattgefunden.«

»Und die Waffen?«

»Sie sind faszinierend«, schwärmte der Waffensammler Tekener. Er hatte in Geoffry-Town - sie war nach dem

legendären Waringer benannt worden - ein Waffenmuseum errichtet, in das er seine einmalige Sammlung

eingebracht hatte. Sie enthielt einmalige und unersetzliche Stücke aus der ganzen Galaxis, Kostbarkeiten von

unermeßlichem Wert. Doch das genügte Tekener offenbar nicht. Er suchte immer noch nach weiteren

interessanten Waffen, so wie er es Zeit seines Lebens auf allen Planeten getan hatte, die er besucht hatte.

»Und es gibt nichts anderes, an das du denkst?« fragte Tifflor.

Ronald Tekener wurde ernst. Er legte dem Freund den Arm um die Schulter und führte ihn einige Schritte zur

Seite.

»Und ob ich an etwas anderes denke«, entgegnete er. »Mit diesen Waffen versuche ich nur, mich ein wenig

abzulenken. Es ist mir bisher nicht gelungen. Mir gehen eigenartige Gedanken durch den Kopf.«

»Was für Gedanken?«

Der Galaktische Spieler löste sich von Tifflor, ging einige Schritte weiter und blieb an einem Bach stehen.

Sinnend beobachtete er einige Libellen, die über dem Wasser hin und her glitten.

»Ich frage mich immer wieder, wer denn wohl der Dieb der Zellaktivatoren ist, der uns seit vielen Jahren

beschäftigt«, sagte er. »Und angesichts der Forderung von ES, unsere Aktivatoren abzugeben, kommt mir der

Verdacht, ES selbst könnte der Dieb oder der Auftraggeber sein.«

»Ein absurder Gedanke.«

»Vielleicht. Können wir aber wirklich ausschließen, daß ES noch so ist, wie er war? Wer sagt denn, daß die

Superintelligenz durch den DORIFER-Schock nicht wahnsinnig geworden ist?«

»Es fällt mir schwer, dir zu folgen.«

»Ich weiß, es ist eine ungeheuerliche Anschuldigung, die zudem durch nichts bewiesen ist.

Dennoch - völlig

ausschließen können wir so etwas nicht.« Tekener drehte sich um und blickte Tifflor

durchdringend an. »Ich

wollte, mein Freund Sinclair Marout Kennon lebte noch. Er war Kosmokrimalist und hatte die ungewöhnliche

Gabe, selbst aus kleinsten Hinweisen weitreichende Schlüsse ziehen zu können. Er hätte längst die richtige

Antwort für uns gefunden.«

»Der Spender der Aktivatoren als deren Dieb!« Tifflor schüttelte den Kopf. »Tut mir leid. Mit diesem

Gedanken kann ich mich nicht anfreunden. Aber ich kann mir vorstellen, woran du denkst.«

»An Jennifer.«

»Das habe ich befürchtet.«

»Irgendwann endet jedes Leben«, erklärte der Galaktische Spieler. »Auch unseres. Und wenn es denn sein soll,

so werde ich mich nicht dagegen wehren. Wenn ES jedoch der Auftraggeber der ZA-Diebe sein sollte, dann ist

die Superintelligenz für den grausamen und unmenschlichen Tod von Jennifer verantwortlich.

Und wenn ich

daran denke, daß ich auf die gleiche Weise zu Tode kommen soll, dann packt mich die nackte Wut. Ich werde

das nicht so einfach hinnehmen.«

Julian Tifflor beobachtete, wie die Roboter die Waffen aus der Grube hoben. Es waren ausschließlich tragbare

Waffen.

»Du denkst an Rache«, stellte er fest »So ist es«, gab der Lächler zu.

Tifflor fühlte, wie es ihn bei dem Gedanken kalt überlief, der Galaktische Spieler könnte den Kampf gegen ES

aufnehmen, einen Kampf, den nur einer von beiden überleben würde.

»Du kannst nur gegen ES kämpfen, wenn du ihm den Aktivator verweigerst«, stellte er fest.

Der *Smiler* blickte ihn an, und das für ihn typische Lächeln erschien auf seinen Lippen.

Julian Tifflor fröstelte. So hatte der Narbengesichtige ihn nie zuvor angesehen. Dieses Lächeln

hatte immer nur
seinen Feinden gegolten, und auch jetzt galt es wohl nicht ihm, sondern ES, dennoch hatte Tifflor
das Gefühl,
ein Abgrund tue sich vor ihm auf.
»Ist dir überhaupt klar, was du da vorhast?« fragte er beklommen.
»Wo ist Icho Tolot?« entgegnete Ronald Tekener, sprunghaft das Thema wechselnd. Er tat, als
habe er die
Frage Tifflors nicht gehört. »Was sagt er eigentlich zu der Forderung von ES?«

*

Icho Tolot befand sich am 4. Oktober des Jahres 1169 nicht mehr auf der Erde.
Als Ronald Tekener und Julian Tifflor sich begegneten, näherte er sich seinem Heimatplaneten
Halut, der vor
vielen Jahren von den Blitzern vollkommen verwüstet worden war. Mittlerweile war der Planet
durch den
Prozeß des sogenannten Terraforming jedoch wieder bewohnbar gemacht worden.
Icho Tolot genoß den Anblick des Planeten, als er in der nördlichen Hemisphäre landete.
Aus der Wüste war wieder ein blühender Garten geworden. Fast alle Narben waren verheilt.
Halut war wieder
eine Welt, die das Herz eines jeden Haluters höher schlagen ließ.
Er öffnete die Schleuse und stürmte auf allen vieren mit weiten Sätzen in eine grünende und
blühende
Landschaft hinaus, die sanft ansteigenden Hänge eines Berges hinauf und mitten durch einen
tiefen See
hindurch, bei dem er bis auf den Grund absackte. Danach verharrte er auf der Spitze des Berges,
schüttelte sich,
so daß die Wassertropfen nach allen Richtungen davonsieben, und richtete sich zu voller Größe
auf, um seine
Freude über die Rückkehr hinauszuschreien.
Unter ihm dehnte sich weites Land mit üppig wuchernden Wäldern, silbernen Flüssen und
ausgedehnten
Grasflächen, auf denen Tiere der unterschiedlichsten Art weideten. Auf den ersten Blick schien
diese Welt
unbewohnt zu sein. Icho Tolot wußte jedoch, daß es hier und dort winzige Enklaven gab, in
denen Haluter sich
mit ihren Wohneinheiten, Forschungsstätten, Dienstleistungsbetrieben oder Künstlerwerkstätten
eingerichtet
hatten.
Icho Tolot hatte ein erfülltes Leben hinter sich, und er war bereit, nunmehr abzutreten. Er hatte
länger gelebt als
jeder andere Haluter vor ihm, und der nahe Tod erschreckte ihn nicht.
»Es ist nur ein wenig zu früh«, sagte er, während er sich auf den Boden sinken ließ und den
Anblick der
schönen Landschaft auf sich einwirken ließ. »Ich brauche noch ein paar Jahre, um einen
Nachfolger in mir
reifen zu lassen und in diese schöne Welt zu setzen.«
Nur dieser eine Wunsch beschäftigte ihn. Danach wollte er den Aktivator ohne Bedauern
abgeben.
»Daran hat ES nicht gedacht«, sinnierte er. »Dabei müßte ES wissen, daß es vor meinem Tod

nichts

Wichtigeres für mich geben kann, als ein Kind zu haben. Ich kann nicht in dem Bewußtsein sterben, ohne einen

Nachfolger aus dieser Welt zu verschwinden. Es geht nicht.«

Er beugte sich nach vorn und vergrub sein Gesicht in den Händen.

Er mußte einen Weg finden, sich selbst in einem Nachfolger weiterleben zu lassen.

»Aber das geht nicht in diesen wenigen Tagen. Ich brauche länger. Ich brauche einen Aufschub, und den muß

ich mir verschaffen. Ganz gleich, auf weiche Weise!«

*

Roi Danton trug das prachtvolle Gewand eines Edelmanns, als er im Fechtsaal der spanischen Hoffechtschule

seinem Gegner gegenübertrat.

Jorez Estaban schien seinen ungewöhnlichen Aufzug nicht zu bemerken. Kein Muskel bewegte sich in seinem

Gesicht. Es war maskenhaft starr.

Der Spanier hatte einen hautengen Fechtanzug angelegt, wie ihn die Sportler benutzten, um auf der einen Seite

gefährliche Verletzungen zu vermeiden und auf der anderen Seite Treffer syntronisch erfassen zu können.

Roi Danton sah dagegen aus wie eine Gestalt aus einem längst versunkenen Zeitalter, als Männer ihre

Streitereien noch im tödlichen Duell austrugen. Sein Kostüm war allerdings nicht ganz stilecht.

Es war seiner

eigenen Phantasie entsprungen. So gehörte der prachtvolle Hut mit breiter Krempe und großem Federbusch zur

Uniform der französischen Reiterei des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts, die flammend rote Jacke hätte

einem hannoverschen Musketier vom Regiment von Nettelhorst, die hautenge, weiße Hose einem bayrischen

Pikenier und die Schnallenschuhe einem Schweizer Musketier aus dem Regiment Greder in französischen

Diensten gut zu Gesicht gestanden.

Immerhin stammten diese Stilelemente aus der gleichen Zeit, doch das war wohl eher einem Zufall

zuzuschreiben.

Roi Danton zog den Säbel, und jetzt zögerte Jorez Estaban.

»Willst du keinen Schutzhelm aufsetzen?« fragte er.

»Nein«, erwiderte der Aktivatorträger. »Er ist nicht nötig.«

Wenn der Spanier überrascht war, so ließ er es sich auch jetzt nicht anmerken, doch er hob seinen Säbel noch

nicht. Er hatte noch nie gegen einen Mann gekämpft, der sich nicht gegen alle möglichen Verletzungen

schützte.

Er kannte Roi Danton erst seit wenigen Minuten, doch er wußte sehr genau, wer er war. Jede Persönlichkeit aus

dem kleinen Kreis der Aktivatorträger war allen Terranern bekannt. Estaban wußte auch, daß Roi Danton es vor

Jahrhunderten geliebt hatte, ausschließlich in einem solchen Kostüm aufzutreten, und er wußte von der

Forderung von ES, die den Tod für die Aktivatorträger bedeutete.

Jetzt fragte er sich, ob Roi Danton den Tod durch das Schwert suchte.

Wollte der Unsterbliche, daß er seinem Leben ein Ende setzte, bevor die Superintelligenz es tun konnte?

»Beginnen wir«, schlug Danton vor.

Als Zeichen seiner Hochachtung vor dem Gegner hob er die Waffe vors Gesicht.

*

Perry Rhodan sprach noch einmal mit Eirene, als sie mit dem Raumschiff ANEZVAR startete und durch die

Atmosphäre der Erde in den freien Raum vorstieß. Er sah ihr Bild in seinem Büro vor sich.

»Wir müssen davon ausgehen, daß die Forderung von ES wirklich ernst genieint ist«, erklärte er.

»Die ZATräger

haben also keine andere Wahl, als Wanderer zu suchen und sich bis zum 15. Oktober dort einzufinden.

Das ist der letzte Termin, den ES noch akzeptiert. Ras und Fellmer müssen das unbedingt wissen, damit sie sich

auf den Weg machen können.«

»Ich werde sie finden und ihnen sagen, was los ist«, erwiderte sie.

Eirene hatte sich in den vergangenen Jahren stark verändert. Sie war mittlerweile 45 Jahre alt und nunmehr

1,78m groß. Ihr Haar war dunkler geworden, fast schwarz. Nur im Gegenlicht konnte man einen rötlichen

Schimmer sehen. Sie trug es kurz und links gescheitelt, im Nacken etwas länger und ausgefranst, fast wie ein

Männerschnitt.

Ihr Gesicht hatte nichts Verträumtes mehr an sich. Es hatte einen asketischen Ausdruck gewonnen, der durch

die hoch angesetzten, deutlich hervortretenden Backenknochen noch verstärkt wurde. Die Augen hatten ihren

Braunton verloren und waren nunmehr grün. In ihnen lag ein Ausdruck unergründlichen Wissens und von

unstillbarem Hunger - ähnlich wie einst bei Gesil.

Der Körper war knabenhaft schlank, wirkte aber trotzdem durchaus weiblich.

Aber nicht nur das äußere Bild ihrer Erscheinung war anders geworden. Sie hatte sich auch charakterlich

geändert, war eine reife Frau geworden, und sie nannte sich nun Idinyphé. Das war der Kosmokratenname, den

ihr einst Carfesch in die Wiege gelegt hatte.

Sie nickte ihm zum Abschied zu, und ihr voller Mund lächelte. Doch es war kein offenes, herzliches Lächeln.

»Viel Erfolg«, sagte er.

Sie nickte erneut und schaltete ab. Unmittelbar darauf betrat Sato Ambush das Büro Rhodans.

»Ist Eirene schon gestartet?« fragte er.

»Gerade eben«, erwiderte Rhodan. »Sie hat den freien Raum erreicht.« Sato setzte sich ihm gegenüber. »Und?«

forschte er. »Hat sie etwas gesagt?«

»Gesagt?« Rhodan blickte sein Gegenüber verwundert an. »Was soll diese Frage? Wovon sollte sie gesprochen

haben? Gibt es etwas, was ich wissen sollte?«

Sato Ambush schien ebenso überrascht zu sein wie er.

»Ich hätte es mir denken können«, bemerkte er. »Sie behält solche Dinge für sich.«

»Was für Dinge? Meinst du nicht, daß du endlich damit herausrücken solltest? Oder willst du mich auf die

Folter spannen?«

Ambush blickte auf. Er lächelte flüchtig. Erst jetzt schien er sich dessen bewußt zu werden, daß Rhodan noch

nicht über das informiert war, was er wußte.

»Es geht um die beiden Nakken Shaarim und Wiilom«, erwiderte er.

»Was ist mit ihnen? Shaarim hat meines Wissens die Erde inzwischen verlassen.«

»Das ist es ja. Als die beiden erfuhren, daß ES zurückgekehrt ist, flippten sie förmlich aus.

Entschuldige, aber

anders kann ich ihre Reaktion eigentlich nicht bezeichnen. Shaarim hat die Erde sofort verlassen, um den

anderen Nakken diese Neuigkeit zu überbringen. Wiilom zog sich auf seine ANEZVAR zurück.«

Rhodan

schüttelte ratlos den Kopf. »Ich verstehe nicht, daß mich niemand unterrichtet hat«, kritisierte er.

»Zumindest Eirene hätte etwas sagen sollen.«

»Sie nutzt die Flugzeit zum Jergelen-System, um Wiilom über den Grund der Aufregung auszuhorchen«, stellte

Sato Ambush fest. »Leider werden wir so schnell nichts über das Ergebnis ihrer Bemühungen erfahren. Ich

kann mir einfach nicht vorstellen, daß sie sich zwischendurch meldet, um uns Informationen durchzugeben.«

»Nein«, stimmte Rhodan zu, »das kann ich auch nicht.«

Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und blickte Sato Ambush nachdenklich an. Er konnte sich das rätselhafte

Verhalten der Nakken nicht erklären.

Ein kaum merkliches Lächeln glitt über seine Lippen.

»Manchmal wünsche ich mir, die Frauen unserer Zeit wären nicht gar so selbstbewußt«, seufzte er.

3.

Ras Tschubai und Fellmer Lloyd waren auftragsgemäß mit der ELCADOR, einer 30-Meter-Space-Jet ohne

weitere Besatzung, auf dem Weg zum Jergelen-System. Es war 80 400 Lichtjahre von der Erde entfernt und

befand sich im Bereich der Eastside der Galaxis.

Doch sie flogen nicht direkt dorthin. Auf Bitten des Teleporters machten sie eine Zwischenlandung auf dem

Planeten Cassanagk im Vecten-System, das etwa 53 000 Lichtjahre von der Erde entfernt war.

»Ich weiß nicht mehr genau, wann es war«, sagte Ras Tschubai, »aber es muß vor ungefähr tausend Jahren

gewesen sein. Damals war ich auf diesem Planeten und habe dort einige Wochen bei einem äußerst

liebenswerten Volk gelebt. Es war ein friedfertiges Volk, das sich in verschiedene Stämme

aufspaltete, das aber
in großer Harmonie zusammenlebte. Ich nannte sie Cassas. Sie sind mir so gegenwärtig, als wäre ich gestern
dort gewesen.«

Er beschrieb Fellmer Lloyd die Cassas als grazile Wesen, die teils insektoid, teils humanoid waren.

»Sie erinnerten mich an große Libellen«, erläuterte er. »Sie hatten zarte Hautflügel und waren so leicht, daß sie

auch damit fliegen konnten. Ihre Welt war geradezu paradiesisch.«

»Und es gab keinerlei Probleme?« fragte der Telepath.

Ras Tschubai lächelte.

»Nur eines, und das ergab sich durch die Evolution. Bei einigen von ihnen veränderten sich die Facettenaugen.

Sie wurden blau und zugleich wesentlich leistungsfähiger.«

»Und das ärgerte die anderen?«

»Ein wenig. Sie hatten ja sonst nichts, über das sie sich aufregen konnten. Auf Cassanagk gab es alles, was sie

fürs Leben benötigten, ohne daß sie sich allzusehr anstrengen mußten, um es zu bekommen. Sie entwickelten

eine interessante Intelligenz, die weniger auf den Erwerb von Nahrungsmitteln, sondern auf Kunst und

Philosophie ausgerichtet war.«

Ras gab die Daten von Cassanagk, soweit er sie noch wußte, in die Syntronik ein und überließ es ihr, die

kosmischen Koordinaten dieser Welt zu finden und die ELCADOR darauf auszurichten.

»Es interessiert mich brennend, was aus diesem Volk geworden ist«, schloß er seinen Bericht.

»In tausend Jahren kann sich viel verändert haben«, gab Fellmer Lloyd zu bedenken.

»Höchstwahrscheinlich

hat dieses Volk auch unter Monos gelitten, so wie viele andere in der Milchstraße.«

»Dazu ist es zu unwichtig«, winkte Ras Tschubai ab. »Es kennt keine hochentwickelte Waffentechnik, und es

ist zu klein. Als ich dort war, hatte der Planet kaum mehr als eine Million Einwohner. Dabei ist er so groß wie

die Erde.«

»Ich habe nichts dagegen, wenn wir dort Zwischenstation machen«, sagte der Telepath. »Die Zeit drängt ja

nicht. Und aufregende Geschichten erwarten uns bei den Linguiden auch nicht. Im Gegenteil. Ich fürchte, es

wird ziemlich langweilig bei den Friedensstiftern.«

Ras Tschubai lachte.

»Es kann ja nicht immer auf Leben und Tod gehen!«

Er erhob sich, um sich noch ein wenig hinzulegen und zu schlafen.

»Ach, es gab noch etwas«, sagte er, bevor er die Zentrale verließ. »Die Cassas regten sich nicht nur über die

blauen Augen der neuen Generation auf. Auch eine Art Tempel war ihnen wichtig. Sie nannten ihn den

»Ewigen Tempels« weil er nach ihrer Vorstellung bereits so lange existierte wie der Planet selbst und erst mit

dem Untergang ihrer Welt in sich zusammensinken würde. Ich habe einige kleine Reparaturen an dem Tempel

ausgeführt und mir damit ihre Freundschaft gesichert. Aber davon wissen die heutigen Cassas sicherlich nichts

mehr.«

»Kaum anzunehmen.« Fellmer Lloyd gähnte. »Ich werde mich auch noch ein wenig aufs Ohr legen, bevor wir

Cassanagk erreichen. Sonst schlafe ich gleich nach unserer Ankunft ein. Das dürfte nicht sehr beeindruckend

für deine Freunde sein.«

Zwei Stunden später kehrten die beiden Aktivatorträger in die Zentrale zurück. Die Syntronik hatte sie geweckt.

Sie befanden sich bereits im Anflug auf den Planeten Cassanagk. Er war noch weit von ihnen entfernt. Dennoch

konnten sie ihn schon erkennen, da er sich als blau strahlender Punkt deutlich von dem schwarzen Hintergrund

des Weltalls abhob.

»Vielleicht feiern sie dich als eine Art Gott, der auf ihre Welt zurückkehrt«, spöttelte Fellmer Lloyd.

»So was haben wir alle schon erlebt«, erwiderte der Teleporter. »Das wäre nichts Neues.«

Rasend schnell näherten sie sich der blau leuchtenden Welt. Sie blickten schweigend durch die Sichtkuppel

hinaus, bis sie die Atmosphäre von Cassanagk erreichten und die Syntronik fragte, wo die ELCADOR landen

sollte.

»Sieh dir das an«, sagte Ras Tschubai. Er deutete auf den Planeten. »Ich habe erwartet, ein Paradies

vorzufinden. Da unten aber scheint die Hölle zu sein.«

»Es ist lange her, daß ich einen derart verwüsteten Planeten gesehen habe«, bemerkte Fellmer Lloyd erschüttert.

»Die Umweltschäden scheinen jedoch nicht auf eine Industrialisierung zurückzuführen zu sein.«

»Ganz sicher nicht.«

Langsam senkte sich die Space-Jet ab, nachdem Ras Tschubai die von der Syntronik erbetenen Landeanweisungen gegeben hatte.

Weite Landstriche des Planeten waren streifenförmig verwüstet worden, als hätten Meteoriten die Welt bei

ihrem Vorbeiflug gestreift und dabei tiefe Wunden gerissen. An anderen Stellen war auf riesigen Flächen

jegliche Flora vernichtet worden. Die leblosen Stümpfe ehemals lebender Pflanzen waren noch deutlich

auszumachen. Zahlreiche Seen enthielten eine undefinierbare, gelbliche oder rötliche Brühe, die weite

Uferbereiche verseucht hatte.

»Kannst du dir erklären, was hier passiert ist?« fragte der Teleporter.

»Es sieht nach Krieg aus«, erwiderte Lloyd. »Nach einem sehr langen, furchterlichen Krieg.«

»Unvorstellbar«, stöhnte Ras. »Woran sollte er sich entzündet haben? Ich sagte dir doch, daß die Cassas so gut

wie keine Konflikte kannten.«

»Irgend etwas muß der Grund gewesen sein. Wir werden es erfahren.«

»Falls noch Cassas leben.«

»Davon gehe ich aus.«

»Kannst du Gedanken erfassen?«

»Einige durchaus friedfertige«, antwortete der Telepath. »Der Krieg kann noch nicht lange zu Ende sein, aber

die großen Aggressionen gibt es nicht mehr. Bis jetzt habe ich niemanden gefunden, der an Kampf denkt.«

Ein holografisches Bild des »ewigen Tempels« erschien vor ihnen.

»Er sieht noch genauso aus, wie ich ihn in Erinnerung habe«, rief Ras. »Ich glaube, es ist nichts verändert worden.«

Die Space-Jet näherte sich einer vegetationslosen Hochebene, auf der sich der Tempel erhob.

»Mein Gott«, stammelte der Teleporter. »Hier ist einst dichter Regenwald gewesen.«

»Und jetzt gibt es hier nur nackten Fels«, stellte Fellmer fest. »Nicht die Spur mehr von Mutterboden.

Nirgendwo könnte eine Pflanze wachsen.«

»Die Natur wird sich erholen«, sagte Ras. »Wahrscheinlich verschwinden die Cassas im Lauf der Zeit von

dieser Welt, die sie so zugerichtet haben, aber Cassanagk wird sie vergessen. Irgendwann werden wieder

Pflanzen dieses Plateau bedecken. Es hört sich zynisch an, aber es ist so. Wir Menschen der Erde haben nun

wirklich keinen Grund, uns über andere Völker erhaben zu fühlen. Es hätte wahrhaft nicht viel gefehlt, und

Terra hätte noch viel schlimmer ausgesehen als diese Welt.« Die Space-Jet setzte etwa hundert Meter vom

»ewigen Tempel« entfernt auf, und jetzt sahen die beiden Männer, daß der Bau vom Zahn der Zeit doch

erheblich gezeichnet war. Er war aus einem blauen, seltsam schimmernden Material errichtet worden und glich

einem Seestern, der die Enden seiner Arme gen Himmel richtete. Auf seiner Oberseite befanden sich tiefe

Schrunde, in denen sich allerlei Schmutz angesammelt hatte. Von einem Pflanzenbewuchs war nichts zu sehen.

Sein Fehlen wies darauf hin, daß der Tempel und seine Umgebung stark vergiftet waren.

Luft- und Bodenanalysen warnten davor, die Jet ohne Atemschutz zu verlassen.

»Wir fassen besser nichts an«, sagte Ras, als sie sich dem Tempel näherten. »Im Boden könnten Kontaktgifte sein.«

Sie umrundeten den Tempel und erkannten aus der Nähe, daß der Verfall der Anlage nicht mehr aufzuhalten

war.

»Der »ewige Tempel« wird nur noch kurze Zeit existieren«, bemerkte der Teleporter. »Die Cassas werden wohl

nicht in der Lage sein, die Schäden zu beseitigen.«

Er blieb vor einer Bodensenke stehen, in der die Reste eines offenen Feuers zu erkennen waren.

»Hier ist jemand gewesen«, sagte er. »Das Feuer ist nicht zufällig entstanden.«

»Nein. Das Holz wurde sorgfältig aufgeschichtet, bevor es angezündet wurde. Aber wir wissen ja, daß es deine Cassas noch gibt. Sie haben sich nicht völlig ausgerottet.« Fellmer wies auf einen verwitterten Gurt hin, der mit zwei einfachen elektronischen Geräten bestückt war. Irgend jemand mußte ihn vor noch nicht allzu langer Zeit hier liegengelassen haben. Er war ein Beweis dafür, daß die Cassas nicht vollends in die Barbarei zurückgefallen waren.

»Das heißt also, daß sie nach wie vor hierher kommen.« Ras stocherte mit einem Stock an der Tempelmauer herum, bis ein kleiner Brocken herausbrach und auf den Boden fiel. Er ließ ihn liegen. Ihm kam es nicht darauf an, ein Erinnerungsstück zu haben, er wollte lediglich prüfen, wie brüchig das Material war. Danach drehte er sich um und blickte auf das öde Land hinaus. Es hatte nichts Einladendes für ihn, und doch drängte er den Gedanken an einen baldigen Aufbruch zurück.

Fellmer Lloyd lächelte verständnisvoll.

»Du möchtest noch einmal mit ihnen reden«, erkannte er. »Und zwar hier beim Tempel. Du möchtest wissen, warum sie ihre schöne Welt zugrunde gerichtet haben. Du meinst, auf diesem Planeten müsse Entsetzliches geschehen sein, weil es diesen Krieg gegeben hat.« »Ja, genau das.«

Der Telepath schüttelte den Kopf. »Wie alt bist du, Ras?« Der dunkelhäutige Terraner blickte ihn verwundert an. Er konnte sich nicht erklären, warum Fellmer so fragte, aber er antwortete.

»Moment, da muß ich erst einmal rechnen, um dir das sagen zu können. Also - geboren bin ich 1947 nach Christi Geburt im schönen Afrika. Danach ...«

»Lassen wir das. Es ist nicht wichtig. Ich will auf etwas anderes hinaus.«

»Ich weiß. Du wolltest sagen, ein Mann in meinem hohen Alter müßte eigentlich wissen, daß Kriege oft aus den wichtigsten Gründen ausbrechen. Im nachhinein lassen sich die tatsächlichen Ursachen für Kriege oft gar nicht mehr finden. Oft genug stellen Historiker Theorien auf und konstruieren Konflikte, die alles mögliche begründen, nur den wahren Motiven nicht nahekommen.«

Fellmer Lloyd blickte auf sein Chronometer. Es zeigte den 29. September 1169 an.

»Nur noch eine Stunde, dann haben wir den dreißigsten September«, sagte er. »Mir ist gar nicht nach Mitternacht zumute.«

Ras Tschubai musterte ihn erstaunt.

»Wie kommst du jetzt darauf?« fragte er.

»Worauf?« Der Teleporter machte einen verwirrten Eindruck. Er wußte nicht, was Ras meinte.

»Wir reden von Konflikten, und du wunderst dich, daß es in einem bestimmten Datumsbereich der Erde dreiundzwanzig Uhr ist!«

Fellmer Lloyd fuhr sich mit beiden Händen zum Gesicht und prüfte den Sitz der Atemmaske.

Dann rieb er sich
die Augen und schüttelte den Kopf, als wolle er etwas von sich abstreifen.
»Habe ich das?«
»Du hast gesagt, dir sei gar nicht nach Mitternacht zumute. Ist etwas nicht in Ordnung?«
»Entschuldige. Ich war wohl für einen Moment nicht bei der Sache. Worüber hatten wir
geredet?« Der Telepath
lächelte verlegen.
Ras antwortete nicht. Er vergaß, daß sie nichts berühren wollten, und ließ seine Hände über das
schimmernde
Material des »ewigen Tempels« gleiten.
»Vergiß es. Wir haben über die Ursachen von militärischen Konflikten gesprochen. Es ist nicht
wichtig. Ich
spüre etwas. Du solltest deine Hände auch mal auf diesen Stein legen.«
»Stein? Es scheint etwas anderes zu sein.« Der Telepath streckte die Hände aus, und das blau
schimmernde
Material des Tempels begann unter ihnen zu leuchten. Augenblicklich zog er die Hand zurück
und griff sich an
die Brust. Erschrocken wich er einige Meter weit zurück. Dann erst fiel ihm auf, daß sich auch
Ras Tschubai
von dem Tempel entfernt hatte und sich die Hand an die Brust drückte.
»Verdammt, was war das?« fragte der Teleporter. »Mir wurde plötzlich heiß auf der Brust.«
»Es war der Zellaktivator«, entgegnete Fellmer Lloyd erbleichend. »Er hat sich erwärmt.«
»Glaubst du, daß etwas mit ihm passiert ist?« Ras Tschubai war aschfahl.
Fellmer bemühte sich um ein beruhigendes Lächeln, doch es gelang ihm nicht. Er konnte sich
nicht gegen das
Gefühl wehren, daß sich im Zellaktivator etwas verändert hatte.
Ein leichtes Rauschen schreckte die beiden Männer aus ihren Gedanken auf. Sie sahen eine
zierliche Gestalt
über den Tempel hinwegschweben. Sie sah aus wie eine riesige Libelle, hatte jedoch
unbestreitbar humanoide
Züge.
Fellmer Lloyd streckte sogleich seine telepathischen Fühler aus. Er erfaßte, daß sie es mit einem
intelligenten
Cassa zu tun hatten, der ebenso erschrocken war wie sie, den die Neugier jedoch davon abhielt,
die Flucht
anzutreten. Und dann spürte der Telepath noch den Keim einer Hoffnung in diesem seltsamen
Wesen.
»Du brauchst keine Angst vor uns zu haben«, rief er dem Libellenwesen zu. »Wir sind Freunde.«
Mit einer Routine, über die er nicht mehr nachzudenken brauchte, wickelte er das
kosmopsychologisch
begründete Begrüßungsprogramm ab, das sich in solchen Fällen bewährt hatte. Tatsächlich
gelang es ihm, den
Cassa zu beruhigen und sein Zutrauen zu gewinnen. Das Libellenwesen flog mit laut surrendem
Flügelschlag
näher zu ihnen heran und ließ sich auf den Boden herabsinken.
Ras beteiligte sich nun an dem Gespräch. Aus Tausenden von Begegnungen mit
extraterrestrischen Entitäten
wußte er, wie er sich zu verhalten hatte. Der Cassa gewann rasch Zutrauen zu ihnen, und der

Keim der
Hoffnung gedieh. Er dachte nun intensiv darüber nach, wie er erreichen konnte, daß die fremden
Wesen aus
dem All ihm zu schlagkräftigen Waffen verhalfen. Deshalb begann er lebhaft zu tänzeln, als Ras
Tschubai auf
den Krieg zu sprechen kam.
»Ich war schon einmal hier«, erklärte der Teleporter. »Es war lange vor Beginn des Krieges. Ich
weiß nicht
einmal, weshalb der Krieg ausgebrochen ist.«
»Das kann ich dir sagen«, mischte der Telepath sich ein, der die Gedanken des Cassas erfaßt
hatte. »Es gibt
zwei Herrscherfamilien auf diesem Planeten. Die eine hat alle Erbschaftsmerkmale des
ursprünglichen Volkes,
die Mitglieder der anderen haben blaue Augen. Und weil sich beide um die Herrschaft über den
Planeten
streiten, bekämpfen sie sich bis aufs Blut. Ausgebrochen ist der Krieg, als ein blauäugiger
Jüngling sich
erdreistete, eine Prinzessin der anderen Partei zu lieben.« »Wir brauchen Waffen«, sagte der
Cassa eifrig. Seine
Facettenaugen schimmerten und funkelten in allen Farben des Regenbogens. »Ihr habt sicherlich
Waffen, mit
denen wir die Blauen vernichten können. Alle.«
Die beiden Terraner blickten sich an, und sie waren sich einig. Sie gingen zur Space-Jet und
stiegen ein, ohne
auf die beschwörenden Worte des Cassas zu hören. Sie wollten nicht schuld daran sein, wenn der
Krieg wieder
aufflammte und die Zerstörungen weitergingen.
»Es war ein Fehler, hierherzukommen«, bemerkte Ras Tschubai betroffen, als sich das
Schleusenschott hinter
ihnen geschlossen hatte.
Fellmer Lloyd legte die rechte Hand an die Brust.
»Wegen der Zellaktivatoren?« »Vielleicht, aber auch noch aus einem anderen Grund. Ich hätte
diese Welt gern
in besserer Erinnerung gehabt.« Der Teleporter ging in die Zentrale. Ratlos ließ er sich hier in
einen der Sessel
sinken. »Was veranlaßt ein sonst so friedfertiges Volk so etwas zu tun?«
»Das Volk?« Der Telepath setzte sich ebenfalls und begann mit den Startvorbereitungen. »Es ist
wie überall. Es
sind nur wenige, die den Krieg wollen und auch auslösen. Hier sind es zwei Familien, die ihre
Untertanen
aufeinandergehetzt haben, während sie selbst in ihren sicheren Palästen blieben.«
Durch die Kuppel blickte Fellmer auf die Ruine des Tempels.
»Ich kann es nicht begründen«, sagte er, »aber ich glaube, es war ein schwerer Fehler, sich dem
Tempel zu
nähern.«
»Das Gefühl habe ich auch«, entgegnete Ras Tschubai mit belegter Stimme. »Mir ist, als würde
mir der Boden
unter den Füßen weggezogen. Das kann doch nicht nur an diesem Gespräch mit dem Cassa

liegen!«

»Wir haben den dreißigsten September«, sinnierte Fellmer. »Ich fürchte, diesen Tag werde ich mir merken müssen.«

*

»Der dreißigsten September hat alles verändert«, erklärte Gucky mit schriller Stimme. »Betrüger haben keine Chance mehr.«

Er hockte inmitten einer fanatisch schreienden Zuschauermenge und sah dem »Smash-Spiel des Jahres« zu. Auf einem leuchtend gelben Spielfeld, das zwanzig Meter lang und acht Meter breit war, standen sich zwei mit Schutzhelmen versehene Kämpfer gegenüber - der jugendliche Dennis Halva, der als die größte Hoffnung des letzten Jahrzehnts in dieser Sportart galt, und Harras Guy, den der Nimbus des Unbesiegbaren umgab, weil er siebenundfünfzig Kämpfe in ununterbrochener Reihenfolge gewonnen hatte. Dennis Halva trug einen grünen Antigrav-Gürtel, Harras Guy einen blauen. Auf ihren Handrücken waren Pushstrahler befestigt, mit deren Hilfe sie einen mit roter Farbe gefüllten Ball zu ihrem Gegner hinüberschleudern konnten. Der eiförmige Ball war etwa so groß wie eine Walnuß.

Der Kampf fand in einem transparenten Prallfeldkäfig statt. Es kam darauf an, den Ball mit solcher Wucht und Genauigkeit auf den Gegner zu schießen, daß dieser ihm nicht mehr ausweichen konnte und getroffen wurde.

Schlug der Ball gegen den Körper des Gegners, platzte er und hinterließ einen großen, roten Fleck, der die fanatisierte Menge glauben ließ, der Getroffene blute. Darüber hinaus verursachte jeder Treffer schmerzhaft

Prellungen. Das wirkte sich im Verlauf des Kampfes zunehmend aus, da ein Treffer allein nicht genügte, den

Kampf zu gewinnen, sondern eine Serie von fünfzig Treffern erreicht werden mußte. Jeder von ihnen führte zugleich zu einer körperlichen Schwächung.

Das Spiel erfuhr seine besondere Schwierigkeit und Raffinesse dadurch, daß der Ball von allen Wänden

abprallte und dabei einen Drall erhielt, durch den sich seine Flugkurve extrem veränderte und nahezu

unberechenbar wurde. Verfehlte er den Gegner, kehrte er unweigerlich zu dem Schützen zurück, wurde von

diesem mit den Pushstrahlern abgefangen und erneut abgefeuert. Auf diese Weise gelang es Harras Guy in

zunehmendem Maß, Dennis Halva in die Defensive zu drängen und somit zu verhindern, daß dieser auf ihn schoß.

Die Zuschauer tobten. Sie litten mit Halva, dem die ganzen Sympathien galten, und hofften

zugleich mit Guy,
auf den sie gewettet hatten. Guy feuerte mit solch ungeheurer Wucht und Geschicklichkeit auf Halva, daß es ihm immer seltener gelang, den Ball einzufangen und selbst zu schießen.
»Hier gibt es keine Betrüger«, schrie die blonde Frau neben dem Ilt. Ihr Gesicht war vor Erregung gerötet. »Der Kampf ist ehrlich!«
»Überhaupt nicht«, antwortete der Ilt. »Guy manipuliert.«
»Das würde er nie tun«, behauptete sie empört.
»Vielleicht hat Gucky recht«, bemerkte der junge Mann, der neben ihr saß. Er war der Erbe einer großen Brauerei - und hoffnungslos verliebt in die blonde Frau. Er wollte sie am nächsten Tag heiraten.
»Guy geht über Leichen, wenn so viel Geld im Spiel ist wie bei diesem Kampf.«
»Du hast doch keine Ahnung«, rief sie und stieß ihn zur Seite, da er ihr die Sicht auf die Duellanten nahm. »Ich hätte allein gehen sollen.«
Dennis Halva wurde zunehmend schwächer. Er konnte den Geschossen, die mit einer Geschwindigkeit von mehr als zweihundert Stundenkilometern auf ihn zurasten, immer seltener ausweichen. Gucky esperte die Gedanken seines Gegners. Harras Guy war eiskalt. Er dachte in keiner Phase des Kampfes daran, daß ihm ein Mensch gegenüberstand. Für ihn war Dennis Halva nicht mehr als eine Schießscheibe. Bedenkenlos hatte er sich Vorteile verschafft. Seine Pushstrahler beschleunigten den Ball erheblich besser als die seines Gegners. Die Schiedsrichter hatten nicht bemerkt, daß er seine Kampfgeräte manipuliert hatte. Gucky war empört! Betrugereien konnte er nicht ausstehen. Schon gar nicht, wenn darunter ein so sympathischer Mann wie Halva litt. Dennoch hätte er nichts unternommen, wenn nicht der 30. September gewesen wäre!
»Wenn ich schon sterben muß«, sagte er sich, »dann will ich vorher Tag für Tag eine gute Tat vollbringen.
Wenn Guy betrügt, kann ich es auch. Wenigstens ein bißchen.«
Seit dem 30. September, jenem Tag, an dem Homunk gekommen war, hatte er eine geradezu hektische Aktivität entwickelt. In den vergangenen fünf Tagen hatte er kaum eine Minute geschlafen, und wirklich zur Ruhe gekommen war er nie. Er war sich dessen bewußt, daß er nur so hektisch agierte, weil er sich ablenken wollte. Auf diese Weise hatte er die immer wiederkehrenden Gedanken an den nahen Tod verdrängt. Doch auch auf diese Weise konnte er sich gegen die in ihm aufkommende Furcht vor dem Unabwendbaren nicht wehren. Er hatte ein eigenartiges Kältegefühl in der Brust, und es verstärkte sich von Stunde zu Stunde. Ihm war, als habe ihn eine

Eishand

gepackt und wollte ihn nun nicht mehr loslassen.

Er fürchtete sich nicht vor dem Tod, aber er hatte Angst vor dem Sterben. Wenn er daran dachte, wie er

innerhalb von 62 Stunden verfallen und sich schließlich in Staub auflösen würde, schnürte sich ihm die Kehle

zu, und eine Lähmung befahl ihm, wie er sie nie zuvor gekannt hatte.

Dagegen half nur, sich durch pausenlose Aktivitäten abzulenken.

Was hatte er nicht alles getan, um nicht ans Sterben denken zu müssen!

Er hatte sich an Glücksspielen beteiligt, die ein besonders hohes Maß an Konzentration und geistiger

Beweglichkeit verlangten - wobei er der Versuchung widerstanden hatte, mit parapsychischen Mitteln Vorteile

für sich herauszuholen. Er war in Forschungslaboratorien gewesen, hatte sich an gefährlichen Experimenten

beteiligt und hatte kriminelle Elemente daran gehindert, die Tresore einer Großbank auszurauben. Daneben

hatte er immer wieder die Begegnung mit Menschen gesucht, die abseits der großen Städte lebten, die von

jeglicher Kommunikation abgeschnitten waren und die noch gar nicht wußten, welche schreckliche Forderung

ES gestellt hatte.

Gucky wußte, daß er dem Problem auf diese Weise nicht ausweichen konnte und daß er sich ihm früher oder

später stellen mußte. Doch noch wollte er nicht. Und so tat er Dinge, die für ihn und die anderen Aktivatorträger völlig unwichtig waren.

Als es Dennis Halva endlich wieder einmal gelang, einen Ball auf seinen Gegner zurückzuschießen,

beschleunigte er den Ball telekinetisch und gab ihm zusätzlichen Drall. Damit täuschte er Harras Guy. Dieser

zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, wich dann zu spät aus, und der Ball platzte auf der Sichtscheibe seines

Helmes.

Die Menge jubelte ob dieses Treffers, und von nun an hatte Gucky keinerlei Hemmungen mehr, Dennis Halva

zu helfen. Er verzögerte die auf ihn zufliegenden Bälle und beschleunigte seine Angriffsbälle.

Die Menge tobte. Jeder Treffer Halvas wurde gefeiert, und Guy geriet mehr und mehr ins Hintertreffen. Gucky

erfaßte telepathisch, daß er an ein Versagen seiner Push-Geräte glaubte und völlig außer Fassung geriet, weil so

etwas bei seinen bisherigen Kämpfen noch nie passiert war.

Kaum einer seiner bisherigen Siege war auf ehrliche Weise errungen worden.

Nachdem er das herausgefunden hatte, bereitete es Gucky ein ausgesprochenes Vergnügen, Guy einem

Trommelfeuer von Farbbällen auszusetzen, und er war erst zufrieden, als Halva den Kampf gewonnen hatte.

Für eine Weile vergaß der Ilt, daß er allzubald sterben mußte.

4.

Perry Rhodan wurde sich dessen bewußt, daß auch er mehrere Tage brauchte, um das Ungeheuerliche in seinem ganzen Umfang zu verstehen und zu akzeptieren.

Allmählich überwand er den Schock.

»Wir müssen etwas tun«, sagte er, als Atlan zu ihm ins Büro am Goshun-See kam. »Ich werde nicht weiter untätig herumsitzen und über das Ende nachdenken, solange ich vielleicht noch eine Chance habe, es abzuwenden.«

Der Arkonide wich seinen Blicken nicht aus, und Rhodan meinte, so etwas wie eine tiefe Traurigkeit in den rötlichen Augen des Freundes zu sehen. Auch Atlan war über das Lippenbekenntnis hinausgekommen und hatte das letzte »Vielleicht doch nicht« in seinem Innersten ausgelöscht, »Ich hoffe, ich erfahre, was geschehen ist, bevor ich sterbe«, seufzte der Arkonide.

Rhodan verstand ihn. Atlan spielte darauf an, daß sich irgendwo in der Weite des Universums etwas ereignet haben mußte, was ES zu seiner Forderung veranlaßt hatte. Es konnte nur ein Vorfall von höchster Bedeutung sein, denn sonst ließ sich die Reaktion der Superintelligenz nicht erklären.

»Wir haben nie vor einem größeren Rätsel gestanden«, erwiderte er. »Und wir müssen es lösen. Das ist unsere letzte Chance.«

»Falls wir die überhaupt noch haben.«

Rhodan zog die Syntronik zu Rate.

»Ich habe mich inzwischen mit NATHAN in Verbindung gesetzt«, erklärte er. »Ich habe Informationen

eingeholt, von wo auch immer ich sie bekommen konnte. Ich habe alle Informationssysteme genutzt, die Terra

zur Verfügung stehen. Dabei bin ich von allen Seiten unterstützt worden.«

»Aber das Ergebnis ist gleich Null«, stellte Atlan niedergeschlagen fest. »Sonst wärest du mir wohl

freudestrahlend entgegengestürmt.«

Rhodan sah den Freund prüfend an. Er spürte, daß Atlan eine depressive Phase durchmachte, die er nur aus

eigener Kraft überwinden konnte. Er selbst hatte so etwas bereits hinter sich. Derartige Stimmungen waren

unvermeidlich angesichts der Konsequenzen, die ihnen drohten.

»Du hast recht«, gab er zu. »Ich habe keine Information erhalten, die mir einen Hinweis gegeben hätte. Auch

NATHAN hat alles durchgerechnet und auf mögliche Auswirkungen auf ES abgetastet, ohne zu einem Resultat zu kommen.«

»Es gibt also keinerlei Hinweise auf das, was ES widerfahren ist.« Atlan lehnte sich in seinem Sessel zurück,

schloß die Augen und atmete hörbar durch. »Wir haben keine andere Wahl. Wir müssen Wanderer aufsuchen

und uns ES stellen.«

»Ich habe NATHAN einige Hochrechnungen ausführen lassen. Das Superhirn hat die Geschichte der letzten

Jahrtausende durchforstet, aber nirgendwo eine Spur gefunden, die uns weiterhelfen könnte. ES hat ja nur

behauptet, daß unsere Zeit abgelaufen und daß dies der Beginn einer neuen Ära ist. Eine andere Begründung für

den Einzug der Aktivatoren hat er nicht gegeben. Zu wenig selbst für NATHAN.«

»Hast du NATHAN auch gefragt, ob ES sich geirrt haben könnte?«

»Natürlich habe ich das. NATHAN hält einen Irrtum bei einer so hochstehenden Intelligenz wie ES für

vollkommen ausgeschlossen«, erwiderte Rhodan. »Nach all diesen Bemühungen bin ich zu dem einzig

möglichen Schluß gekommen: ES läßt sich sein Geheimnis nicht entreißen, nicht vor dem fünfzehnten

Oktober.«

Verzweiflung packte Rhodan und ließ seine Stimme schwanken. Atlan öffnete die Augen und blickte ihn an.

Ihm war anzumerken, daß er in diesem Moment gern ein Telepath gewesen wäre, der die Gedanken des

Terraners hätte erfassen können. »Was ist los?« fragte er. »Wir sind die beiden einzigen ZA-Träger hier am

Goshun-See. Alle anderen haben diese Gegend fluchtartig verlassen, als könnten sie hoffen, an irgendeinem

anderen Platz sicherer zu sein als hier. Das ist es, was mir Sorgen macht.«

»Du weißt nicht, wo sie sich aufhalten?« fragte der Arkonide überrascht. »Homer ist untergetaucht, Roi hält

sich in Spanien auf, Ronald und Julian sind in Kambodscha, Icho Tolot ist nach Halut geflogen, und Gucky ist

vor ein paar Stunden in Dallas gewesen. Von Bully und Alaska fehlt jede Spur. Ich habe mich bemüht, aber ich

habe keinen Hinweis darauf gefunden, wo sie sind, und jetzt werde ich auch nicht mehr nach ihnen suchen.«

»Das ist es also«, erkannte Atlan. »Selbst in dieser Situation machst du dir mehr Sorgen um deine Freunde, als

um dich selbst. Du hast Angst, daß wir ohne sie starten müssen. Es könnte ja sein, daß ES uns wider Erwarten

doch noch eine winzige Chance einräumt, und wenn sie dann nicht auf Wanderer sind, können sie sie nicht

wahrnehmen. Ist es das?«

Perry Rhodan nickte nur.

»NATHAN ist zu dem Ergebnis gekommen, daß wir wirklich nur eine minimale Chance haben, den

achtzehnten Oktober zu überleben. Und auch das nur, wenn wir bis zum fünfzehnten Oktober auf Wanderer

erscheinen. Deshalb ist es so ungeheuer wichtig, daß alle dabei sind. Deshalb müssen Ras und Fellmer

unbedingt informiert werden.«

»Wie ist die Quote, die NATHAN errechnet hat?«

»Eins zu tausend.«

Atlan hielt es nicht mehr länger in dem bequemen Sessel. Er sprang auf und ging unruhig im Raum auf und ab.

»Warum?« fragte er, wobei er Rhodan nicht aus den Augen ließ. Und dann schrie er es voller Verzweiflung

heraus: »Warum nur?«

*

Homer G. Adams hob das Gewehr langsam und vorsichtig. Durch das Zielfernrohr sah er den Elch, der mitten

im Sumpf äste. Er korrigierte ein wenig, dann zeigte das Fadenkreuz aufs Blatt. Er brauchte nur noch

abzudrücken, und ein Energiestrahle würde mitten durch das Herz des Tieres fahren.

Sein Finger krümmte sich um den Abzug. Er fühlte den Druckpunkt, doch dann ließ er die Waffe plötzlich

fallen, als habe sie sich in ein glühendes Eisen verwandelt.

»Ich will nicht töten«, flüsterte er. »Was wäre das für ein Abschied, wenn ich so ein riesiges Tier umbrächte,

nur um mir ein Steak aus seinem Rücken zu schneiden? Oder mir die Trophäe an die Wand zu hängen?«

Er befand sich in einem weiten Tal im Norden von Kanada, einem vollkommen unbesiedelten Gebiet, in dem

der Sommer nur ein paar Wochen dauerte. Hier glaubte er allein zu sein und von niemandem gestört zu werden.

Das war es, was er wollte. Wenigstens einige Stunden mal unbehelligt bleiben und in Ruhe nachdenken

können. Nach anfänglicher Überaktivität - war er zu der Erkenntnis gekommen, daß er dem Problem nicht

davonlaufen konnte und daß er sich ihm stellen mußte.

Wie seltsam Menschen doch sind, dachte er. In den vergangenen Jahrtausenden hätte es mich hundertfach

treffen können. Wie oft habe ich mich in Gefahren befunden, aus denen es scheinbar keinen Ausweg mehr gab.

Aber nie habe ich mich dabei veranlaßt gesehen, mich mit dem Tod auseinanderzusetzen. Ich bin ja nicht

einmal krank gewesen in all den Jahren. Der Aktivator hat es verhindert. Aber es hat immer noch eine Chance

gegeben, so gering sie auch gewesen sein mag. Und nie zuvor hat sich ein Problem so unmittelbar auf mich

selbst konzentriert. Es sieht wirklich so aus, als könnte ich damit nicht fertig werden.

Seine Blicke glitten über die gegenüberliegende Berghänge, auf denen es nur spärlichen Baumbewuchs gab.

Das Licht der Sonne, das sich in einem Fluß spiegelte, schuf dort eigenartige Lichtreflexe. Sie erweckten den

Eindruck bei ihm, daß sich etwas zwischen den Felsen bewegte.

Ein Ast zerbrach krachend unter seinen Füßen, und der Elch schreckte auf. Er warf den Kopf mit den mächtigen

Schaukeln zurück und stakste dann langsam und majestätisch durch den Sumpf davon.

Homer G. Adams nahm sein Gewehr auf, setzte es an die Schulter und blickte durch das Zielfernrohr zu den Berghängen hinüber. Gab es dort drüben Wild, das eine aufregendere Jagd versprach als ein regungslos im Sumpf stehender Elch, den abzuschießen selbst ein Kind geschafft hätte? Er wollte es nicht töten. Er wollte es in seinem Zielfernrohr haben, es verfolgen, um dann das Gefühl zu haben, es erlegen zu können. Doch das Zielfernrohr erfaßte kein Wild, sondern ein mit einem Zielfernrohr bestücktes Gewehr, das auf einem Felsen lag.

Adams ließ sein Gewehr enttäuscht sinken. Er war nicht allein in diesem abgelegenen Tal. Selbst hier im hohen Norden war es ihm nicht vergönnt, die Einsamkeit der Natur zu genießen. Er mußte das Revier mit einem anderen Jäger teilen.

Unter diesen Umständen wollte er nicht länger hier bleiben. Er drehte sich um und ging einige Schritte durch das Dickicht, um zu seinem Gleiter zurückzukehren. Doch dann blieb er - einem unbestimmbaren Impuls folgend - stehen, drehte sich um und blickte noch einmal durch das Zielfernrohr. Er sah den anderen Mann. Es war ein dunkelhäutiger Riese mit einem grünen Schlapphut, der ihn ebenfalls durch das Zielfernrohr beobachtete.

Nein! Er beobachtet mich nicht, er zielt auf mich, schoß es dem Finanzgenie durch den Kopf. Er ließ sich auf den Boden fallen, und im gleichen Moment zuckte es leise sirrend an ihm vorbei. Adams erkannte sofort, daß der Schuß ihn tödlich getroffen hätte, wenn er auch nur um den Bruchteil einer Sekunde langsamer reagiert hätte.

Er wälzte sich zur Seite, um in den Schutz eines Felsbrockens zu kommen.

Was soll das? fragte er sich. Warum versteckst du dich? Laß ihn doch zum Schuß kommen. Dann ist alles vorbei, und dir bleibt ein würdeloser Tod erspart!

Für einen kurzen Moment spielte er mit dem Gedanken, aufzustehen und sich dem Schützen als Ziel zu bieten.

Er wußte, daß der Tod so schnell kommen würde, daß er nichts davon merken würde. Doch er stand nicht auf.

»Nein«, sagte er laut »Den Gefallen tue ich dir nicht!«

Etwa zwei Meter neben ihm lag ein weiterer Felsen, der ihm ausreichend Deckung bieten konnte. Danach folgte eine Senke, die zu dichtem Gehölz hinüberführte. Wenn er dorthin kommen konnte, befand er sich in Sicherheit.

Er umklammerte das Gewehr, zog die Beine an und setzte zum Sprung an. Doch dann zögerte er und überlegte, was er anstelle des Mordschützen tun würde.

Ich würde genau auf diese Stelle zwischen den Steinen zielen, dachte er. *Die andere Seite bietet nicht so gute*

Fluchtmöglichkeiten.

Er drehte sich um und lehnte sich mit dem Rücken an den Stein. Wenn er sich nach links wandte, mußte er etwa

fünf Meter überwinden, um hinter einen umgestürzten Baumstamm zu kommen. Der Schütze konnte sich

denken, daß er dieses Risiko nicht eingehen würde. Der Weg dorthin war zu weit.

Adams zog seine Jacke aus, duckte sich erneut zum Sprung und warf das Kleidungsstück in die Richtung, in die

er fliehen wollte. Im gleichen Moment vernahm er das tödliche Sirren. Er sprang, war für den Bruchteil einer

Sekunde ungedeckt. Es sirrte erneut. Er verspürte einen Schlag an der Wade. Dann stürzte er auch schon hinter

den sicheren Stein.

Stöhnend hielt er sich die Wade. Ihm war, als habe sich dort ein unsichtbarer Haken hineingebohrt, der an ihr

zernte. Der Zellaktivator begann in rasendem Tempo zu pochen, um mit seinen Impulsen die Schußwunde zu

heilen.

Homer G. Adams krepelte sein Hosenbein auf, obwohl er wußte, daß äußerlich nichts an der Wade zu

erkennen war. Diese Energiestrahlen erzielten ihre Wirkung ausschließlich im Körperinnern.

Fluchend massierte Adams sich die Wade, bis der Schmerz endlich nachließ. Während dieser Zeit vernahm er

einige Male das gefährliche Sirren. Es zeigte ihm an, daß der heimtückische Schütze auf sein Versteck schoß,

obwohl er wissen mußte, daß die Strahlen das Gestein nicht durchdrangen.

Der Unsterbliche kroch auf allen vieren in die Senke hinein und arbeitete sich langsam an das Dickicht heran.

Dabei ergab sich einige Male die Gelegenheit, aus der Drehung heraus zu dem anderen hinüberzusehen. Adams

beobachtete, daß sich der Mordschütze schnell näherte.

Ihm blieb keine andere Wahl. Er mußte sich verteidigen und zurückschießen, so sehr ihm dies auch

widerstrebte.

Als er sicher sein konnte, daß er eine ausreichende Deckung hatte, richtete er sich auf und lief geduckt weiter.

Er hinkte stark, kam jedoch wesentlich schneller voran als zuvor. Schließlich erreichte er einige riesige Tannen.

Hinter einem ihrer Stämme konnte er sich aufrichten und nach seinem Gegner Ausschau halten.

Der Mordschütze hatte bereits das diesseitige Ufer des Flusses erreicht. Mit schußbereit erhobenem Gewehr

arbeitete er sich durch den Sumpf voran, wobei er mit erstaunlichem Geschick immer wieder jene Stellen fand,

an denen der Boden fest genug war, um ihn tragen zu können.

Homer G. Adams hob das Gewehr und zielte. Als sein Gegner mit einem weiten Satz von einem umgestürzten

Baumstamm zu einem aus dem Sumpf ragenden Felsen sprang, schoß er. Mit einem Schrei brach der andere

zusammen. Dabei riß er die Arme hoch, um sich auszubalancieren, und verlor die Waffe aus den Händen. Sie

flog im hohen Bogen davon und landete mehrere Meter von ihm entfernt im Sumpf.

Adams rannte los. Sein Bein schmerzte noch immer sehr stark, behinderte ihn jedoch nicht mehr so sehr wie

zuvor. Die Behandlung durch den Zellaktivator zeigte bereits Wirkung.

Unmittelbar vor dem Mordschützen blieb er stehen. Der Mann lag in verkrümmter Haltung auf dem Boden und

hielt sich den rechten Arm. Ihn hatte der Unsterbliche getroffen. Sein Gesicht war vor Schmerz verzerrt.

»Wieso hast du auf mich geschossen?« fragte Adams.

Der andere blickte ihn an, als zweifle er an seinem Verstand.

»Wieso stellt ein Roboter eine solche Frage?«

»Roboter?« Der Unsterbliche glaubte, sich verhöhnt zu haben. »Wie kommst du darauf, daß ich ein Roboter

bin?«

»Weil ich vier Roboter gebucht habe. Sie sind in diesem Tal für die Jagd ausgesetzt worden. Ich dachte, du bist

einer von ihnen.«

Adams setzte sich auf einen Stein. Das Gewehr legte er quer über die Knie. Er begriff, daß er beinahe das Opfer

eines Mißverständnisses geworden war. Der Dunkelhäutige amüsierte sich damit, daß er speziell programmierte

menschenähnliche Roboter jagte.

»Du hättest mich beinahe getötet«, sagte er anklagend.

»Es tut mir leid. Ich konnte nicht ahnen, daß du ein Mensch bist. Das Jagdbüro hat gesagt, daß es keinen

anderen Menschen in diesem Tal gibt außer mir. Das habe ich schriftlich«, erwiderte der andere. Mühsam

richtete er sich auf. Er rückte seinen Schlapphut zurecht und blickte Adams zerknirscht an.

»Du weißt nicht, wer ich bin?« fragte der Unsterbliche.

»Nein. Dein Gesicht kommt mir allerdings irgendwie bekannt vor, aber man hat mir gesagt, daß die Roboter

Züge von Prominenten aufweisen. Das erhöht den Spaß an der Jagd.« Er lächelte verlegen.

Der Unsterbliche erhob sich und entfernte sich einige Schritte von dem Verwundeten. Er glaubte ihm nicht.

Im Gehölz knackte es, und Adams ließ sich augenblicklich auf die Knie fallen. Er befürchtete einen weiteren

Angriff, doch da war keine Schußwaffe, die auf ihn gerichtet war. Zwischen den Ästen der Tannen schwebte

eine winzige Kamera, die sich ihm nun langsam näherte, um ihn aus anderer Perspektive aufzunehmen.

Schwitzend und ächzend schob sich die korpulente Chris Oelra durch das Unterholz.

»Bleib so!« rief sie ihm zu. »Das Gewehr im Anschlag. Sehr gut. Das nehmen wir als Standbild.

Ein Toter setzt

sich zur Wehr. Ein Finanzgenie auf Menschenjagd.«

Adams blickte sie entgeistert an.

»Äußere dich dazu«, forderte sie und baute sich schnaufend vor ihm auf. Sie hielt ihm ein

Mikrofon entgegen.

Es war auf dem Fingernagel ihres Zeigefingers befestigt. »Hilft dir die Jagd auf Menschen, die Zeit bis zu

deinem körperlichen und geistigen Verfall zu überbrücken? Was empfindest du dabei, Menschen zusammenzuschießen?«

Die Reporterin griff nach seinem Arm, um zu verhindern, daß er wortlos an ihr vorbeiging.

»So läuft das nicht, Homer Gershwin Adams«, protestierte sie. »Ich will Rede und Antwort.

Unsere Zuschauer

können ja wohl eine Erklärung verlangen, wenn einer, der über Jahrtausende privilegiert war, sich auf der

Menschenjagd vergnügt.«

Homer G. Adams verlor angesichts der falschen Anschuldigungen die Nerven, obwohl er wußte, daß ihm

gerade dies zum Verhängnis werden konnte. Die Reporterin würde berichten, was immer sie für richtig hielt.

Wenn er sie vor laufender Kamera angriff, dann würde sie eine Geschichte dazu erfinden, die ihn in ein denkbar

schlechtes Licht stellte. Doch er konnte sich nicht zurückhalten. Er stieß die Frau zurück. Sie stolperte über

einen am Boden liegenden Ast und fiel der Länge nach auf den sumpfigen Boden.

Mit kalt funkelnden Augen blickte sie ihn an, und ein triumphierendes Lächeln erschien auf ihren Lippen.

»Erschieß mich doch«, höhnte sie. »Die Kamera wird automatisch zum Sender zurückkehren, und in spätestens

einer halben Stunde werden die Bilder um die Welt gehen. Homer Gershwin Adams, der Unsterbliche, als

Menschenjäger und Mörder.«

Sie richtete sich ächzend auf.

»Ich habe nur ein kurzes Leben«, sagte sie. »Wenn ich zweihundert werde, ist das viel. Dafür brauche ich Kies.

Ich will nicht leben wie die meisten. Vielen Dank. Du hast dazu beigetragen, daß ich mir in den nächsten Jahren

keine Sorgen um meine Einkünfte zu machen brauche. Der Film ist Gold wert, und er wird nach deinem Tod

und dem der anderen Aktivatorträger noch viel wertvoller werden.«

Der Verletzte räusperte sich.

»Homer Gershwin Adams also! Wir werden uns schon einigen«, bemerkte er.

Sie blickte ihn verblüfft an.

»Einigen? Wieso?«

»Ich weiß schließlich, daß es ganz anders war, als du behauptest«, erklärte er. »Wenn ich vor Gericht aussage,

kannst du deinen Film wegwerfen. Wenn ich jedoch bestätige, daß Adams mich gejagt hat, um vor seinem Tod

noch ein bißchen Spaß zu haben, lohnt sich die Geschichte.«

Homer G. Adams hätte schreien mögen!

Wie kamen diese Menschen dazu, so von seinem Tod zu reden, als sei er wirklich unausweichlich? Wie

konnten sie ihn in dieser verächtlichen Weise behandeln? Wenn sie schon glaubten, daß er

sterben würde,

konnten sie ihm dann nicht wenigstens seine Würde lassen?

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte der Dunkelhäutige. »Adams ist bekanntlich ein schwerreicher

Mann. Er könnte uns ein finanzielles Geschenk machen. Das würde sicherlich dazu beitragen, daß wir alles

vergessen.«

»Ich mag solche Menschen nicht«, rief jemand mit schriller Stimme.

Homer G. Adams fuhr herum. Auf einem Felsen stand Gucky!

»Immer denken sie nur an ihren eigenen Vorteil, nur an Geld, als ob es nichts anderes gäbe«, fügte der Ilt hinzu.

Er sprang vom Felsen herunter und watschelte auf ihn zu. Wie von unsichtbarer Hand bewegt, wirbelte das

Gewehr des Dunkelhäutigen in die Höhe, zerplatzte plötzlich und regnete in Form von Splittern wieder herab.

Die Kamera folgte ihm und fand das gleiche Ende.

»Du kommst im rechten Augenblick«, seufzte Adams erleichtert. »Ich war nahe daran, an der Menschheit zu

verzweifeln.«

Gucky zeigte ihm fröhlich seinen Nagezahn.

»Nicht doch«, krächte er. »Du weißt doch, daß es auch ein paar andere gibt. Genaugenommen sind diese beiden

die ganz große Ausnahme. Ich habe in den letzten Tagen sehr viele Menschen erlebt, die ganz anders reagiert

haben. Ich habe gar nicht gewußt, daß der Kreis meiner Freunde so groß ist - obwohl ich es mir eigentlich hätte

denken können!«

»Du scheinst ja recht guter Laune zu sein«, sagte Adams.

»Bin ich auch«, erwiderte der Mausbiber. »Erstens habe ich einen Betrüger in rote Farbe getaucht und einen

jungen Mann glücklich gemacht. Zweitens habe ich Bully gefunden. Er ist gar nicht einmal so weit von uns

entfernt. Drittens habe ich diese Leute daran gehindert, deinen guten Ruf zu zerstören.«

Er hob die Reporterin telekinetisch an, ließ sie eine Weile schreien und in der Luft strampeln, um sie dann bis

zu den Hüften in einem Sumpfloch versinken zu lassen.

»Wir sind noch nicht tot«, verkündete er. »Irgendwie werden wir es schon schaffen. Wenn es gar nicht anders

geht, setzen wir ES ab und ernennen mich an seiner Stelle zur neuen Superintelligenz.«

Zum erstenmal seit vielen Stunden lächelte Homer G. Adams.

Er ließ sich durch Guckys Auftreten täuschen. Er bemerkte die tiefe Trauer nicht, die sich hinter seinen

Äußerungen verbarg.

»Was wird aus uns?« Die Reporterin kroch aus dem Sumpfloch hervor.

»Ist mir egal«, erwiderte der Mausbiber. »Wir lassen euch hier zurück. Bis zur nächsten Siedlung sind es ja nur

hundert Kilometer in Richtung Süden. Die könnt ihr zu Fuß in ein paar Tagen schaffen. Eure Gleiter nehmen

wir natürlich mit. Ihr sollt Zeit zum Nachdenken haben.«

Er ergriff die Hand von Homer G. Adams und teleportierte mit ihm zu seinem Antigravgleiter.

»Danke, daß du mir geholfen hast«, sagte Adams, nachdem sie materialisiert waren. »Aber ich wollte eigentlich

die Zeit zum Nachdenken haben. Bis jetzt habe ich mich noch nicht entschlossen, nach Wanderer zu fliegen.«

»Ich auch nicht«, erwiderte der Ilt. »Ich weiß nicht, ob das sinnvoll ist. Wenn ich wüßte, daß ich ES hier oder

sonst irgendwo - weit weg von seinem Kunstplaneten - ein Schnippchen schlagen könnte, würde ich es tun.«

Homer G. Adams stieg in seinen Gleiter, und Gucky folgte ihm. Er dirigierte ihn zu der Maschine der

Reporterin, schaltete sie auf Automatik und lenkte sie damit etwa fünfzig Kilometer weit nach Süden.

»Es genügt, wenn diese bössartige Tante so weit laufen muß«, sagte er. »Danach soll sie es ein bißchen

bequemer haben. Das gleiche machen wir mit der Maschine von diesem Jäger.«

Adams fand es in Ordnung, den skrupellosen Schützen in dieser Weise zu bestrafen.

»Hast du etwas von den anderen gehört?« fragte er den Ilt, während sie erneut starteten.

»Nur wenig. Sie scheinen alle ziemlich durcheinander zu sein. Aber ich mache mir keine Sorgen um sie ...«

»Sondern?« Adams war der eigenartige Ton nicht entgangen, in dem Gucky seine Worte gesagt hatte.

»Ich denke an Ras und Fellmer. Sie ahnen nicht, was los ist. Wenn es Eirene nicht gelingt, sie zu informieren,

gibt es eine Katastrophe.«

5.

Die Bordsyntronik weckte Ras Tschubai und Fellmer Lloyd, als die ELCADOR das Jergelen-System erreichte.

Den beiden Männern blieb noch genügend Zeit bis zur Ankunft. Sie erfrischten sich unter der Dusche und

nahmen danach ein leichtes Frühstück ein, das die Syntronik bereits angerichtet hatte.

»Ich bin gespannt auf die Linguiden«, sagte der Teleporter, nachdem er eine Tasse Kaffee getrunken hatte.

»Immerhin gelten sie als besonders gute Schiedsrichter und unfehlbare Friedensstifter.«

»Sie haben den Streit unter den Tentra-Blues zwischen den In-vivo- und den In-vitro-Geborenen, also den

normal gezeugten und den im Labor entstandenen Blues, geschlichtet«, bemerkte Fellmer Lloyd zwischen Ei

und Brötchen. »Auf diese Weise haben sie sich das Jergelen-System eingehandelt. Als Honorar für ihre

Leistung.«

»Scheint mir kein schlechter Handel gewesen zu sein.«

Sie riefen die Informationen über ihr Ziel bei der Syntronik ab, und neben ihnen entstand das holografische Bild

der Welt, der sie sich näherten. Es war der Planet Compol, eine junge Dschungelwelt mit Sauerstoffatmosphäre.

»Die Linguiden scheinen die Absicht zu haben, Compol so schnell wie möglich zu kolonisieren«,

äußerte die
Syntronik mit angenehmer Stimme. »Im Orbit des Planeten herrscht reger Betrieb.«
»Kannst du dich bitte präziser äußern«, forderte Lloyd ärgerlich. »Was bezeichnest du als ›regen Betrieb‹?«
»Ich habe bis jetzt sechs bauchige, delphinförmige Großraumschiffe und sechs Diskus-
Großraumer der Blues
geortet. Die Raumer werden zur Zeit entladen. Fähren transportieren die Frachtgüter zum
Planeten hinunter.
Zwei große Weltraumplattformen befinden sich in einer fortgeschrittenen Bauphase.«
Die beiden Mutanten wandten sich überrascht der Holografie zu, auf der Compol mit den
Raumschiffen und
den Plattformen zu erkennen war.
»Fähren?« fragte der Teleporter. »Wirklich Fähren?«
»Ich habe sie geortet und eindeutig identifiziert«, antwortete die Syntronik.
»Also keine Transmittertechnik?«
»Offensichtlich nicht. Ich habe keine hyperenergetischen Impulse erfaßt, die auf einen
Transmitter-Transport
hinweisen«, erklärte der Computer. »Ich kann nicht ausschließen, daß sie Transmitter haben.
Sicher jedoch ist,
daß sie zur Zeit keine Maschinen dieser Art benutzen.«
»Melde uns an«, befahl Lloyd. »Wir geben uns als Terraner zu erkennen und bitten um
Landeerlaubnis auf
Compol, dem zweiten Planeten.«
Sekunden später meldete die Syntronik die Ausführung des Befehls.
»Die Linguiden haben jedoch nicht geantwortet, sondern die Blues«, teilte sie danach mit.
»Nueny Taella, der
Kommandant der Blues-Flotte, sagte, er spreche im Auftrag der Linguiden. Er hat Landeerlaubnis
erteilt. Unser
Ziel ist Hyatha, eine Insel auf der nördlichen Halbkugel.«
»Gib mir eine Verbindung zu Nueny Taella«, forderte Lloyd.
Sekunden später entstand das holografische Abbild eines Blues neben ihm. Der Telepath
begrüßte den
Kommandanten in der üblichen Weise und kam dann sogleich zu seinem Anliegen.
»Wir wollten die Linguiden sprechen«, erklärte er. »Wieso antwortest du für sie?«
»Sie sind mit Kolonisierungsaufgaben beschäftigt«, erwiderte der Blue. »Wir sind hier, um sie zu
entlasten.«
»Wir haben erfahren, daß die Blues den Linguiden das Jergelen-System überschrieben haben«,
sagte Lloyd.
»Wir wußten allerdings nicht, daß wir hier Blues treffen würden, die den Linguiden fleißig zur
Hand gehen.«
»Wir haben uns dazu verpflichtet, ihnen bei der Besiedlung dieses Planeten zu helfen«, eröffnete
ihm der
Kommandant der Blues-Flotte. »Wir stellen ihnen unsere Technik zur Verfügung und leisten
ihnen eine
umfangreiche Wirtschaftshilfe. Sie wissen das zu würdigen.«
»Danke«, entgegnete der Telepath, ohne sich anmerken zu lassen, was er dachte. »Wir landen am
vorgegebenen
Ziel.«

Die Syntronik schaltete ab.

»Nach allem, was wir über die Überzeugungskraft der Linguiden gehört haben, wundert mich gar nichts mehr«, sagte er.

»Mich auch nicht.« Ras Tschubai trank seine Tasse aus und fügte scherzhaft hinzu: »Hoffentlich bringen sie uns nicht auch noch dazu, daß wir als Sklaven für sie arbeiten.«

Als die ELCADOR sich dem Zielplaneten weiter näherte, sahen die beiden Terraner, daß die Oberfläche von

Compol zu vier Fünfteln aus Ozeanen bestand. Zwei der drei Kontinente befanden sich auf der nördlichen

Halbkugel, und auch die Insel Hyatha lag nördlich des Äquators.

Die Syntronik hatte die Raumschiffe der Linguiden richtig beschrieben. Sie erinnerten in ihrer Form an

Delphine. Diese Grundform war - unabhängig von der Größe - bei allen gleich, ob es kleine Fähren von nur

etwa zwanzig Metern Länge oder Großtransporter von 700 Metern Länge waren. Dabei änderten sich lediglich

die Proportionen etwas. Die Großraumschiffe waren etwas bauchiger. Bei ihnen betrug das Verhältnis von

Länge zu Dicke etwa 7 : 5, während das Verhältnis bei den kleineren Raumern nur noch etwa 3 : 1 ausmachte.

Auffallend war, daß alle Raumschiffe quergestreift lackiert waren, wobei die großen Transporter die Farben Rot

und Schwarz trugen, die offenbar für den Personentransport vorgesehenen Einheiten Gelb und Schwarz und die

Planetenfähren Weiß und Schwarz.

Die ELCADOR landete am Rand eines vom Dschungel gerodeten und provisorisch eingedampften Landefelds,

auf dem Berge von Materialien der unterschiedlichsten Art lagerten. Die Roboter der Blues entluden sie aus

Transportcontainern und stapelten sie entweder oder brachten sie zu Antigravplattformen, mit denen sie zu den

verschiedenen Baustellen auf der Insel weitergeleitet wurden. Roboter arbeiteten auch an Verwaltungsgebäuden, die am Rand des Raumhafens errichtet wurden. Sie legten ein geradezu atemberaubendes Tempo vor.

Unter ihnen entdeckte die Syntronik die ersten Linguiden, die sie sahen. Sie schuf ein holografisches Abbild von ihnen.

Im ersten Moment glaubten Ras und Fellmer, daß sie es mit Terranern zu tun hatten, da sie absolut humanoid

waren. Dabei gab es sogar Parallelen bei den Körpertypen - den angespannt und hart auftretenden Leptosomen,

den federnden Athletiker und den trippelnden, unsicher erscheinenden Pykniker. Wer nicht genau hinsah,

konnte in der Tat meinen, es mit Menschen der Erde zu tun zu haben - wenn die überaus dichte Behaarung

nicht gewesen wäre.

Die von der Syntronik erfaßten Linguiden trugen graue Overalls bei ihrer Arbeit. Sie ließen nur den Kopf und die Hände frei. Die aber waren mit einem dichten Haarkleid überzogen.

»Ihr Haarkleid scheint ihnen ganz besonders wichtig zu sein«, stellte Ras Tschubai fest. »Sieh dir nur einmal an, welch unterschiedliche Frisuren sie tragen und wie sie ihre Gesichter rasieren. Bei einigen ist lediglich die Augenpartie frei, bei anderen nur der Mund oder das Kinn - falls man so was überhaupt als Kinn bezeichnen kann. Einige haben ihre Haare zu Zöpfen geflochten, andere tragen das, was man wohl Punk-Frisuren nennt.

Der dort hat sogar auf dem Handrücken Zöpfe.«

»Sieht ganz so aus, als wären sie am ganzen Körper dicht behaart«, bemerkte Fellmer Lloyd.

»Kannst du ihre Gedanken empfangen?«

»Ja, aber sie verraten mir nicht viel«, erwiderte der Telepath. »Ihre Gedanken drehen sich um Fleiß, Arbeit und Vollendung der Kolonie. Ein immer wiederkehrender Begriff dabei ist: vor dem Tennin!«

»Vor dem Termin? Was meinen sie damit?«

»Ich habe versucht, einige etwas eingehender zu sondieren, aber ich habe nichts weiter erfahren. Es geht wohl um die Einweihung des kolonisierten Planeten. Die soll bald stattfinden. Ich kenne natürlich die Zeiteinteilung der Linguiden nicht, würde jedoch sagen, daß sie an etwa drei Monate denken.«

»Es muß doch einige Linguiden geben, die an etwas anderes denken als an Arbeit.«

»Ja - ans Plansoll.«

Die beiden Terraner kamen zu dem Schluß, daß sie vorläufig keine weiteren Informationen mit Hilfe der Syntronik einholen konnten, und sie beschlossen, die Jet zu verlassen. Kaum hatte sich die Schleuse geöffnet, als sie auch schon einen gelb-schwarz gestreiften Gleiter bemerkten, der sich ihnen näherte. Er hatte die typische Delphin-Form und war etwa acht Meter lang.

»Aha«, kommentierte Ras Tschubai. »Wir bekommen Besuch. Man nimmt Notiz von uns.«

Der Gleiter landete unmittelbar vor der Schleuse, und ein zur Dicklichkeit neigender Linguide stieg aus.

»Willkommen«, rief er ihnen mit angenehm klingender Stimme in Interkosmo zu. »Ich freue mich, daß ihr den Weg zu uns gefunden habt. Mein Name ist Senfro Datalba.«

Der Linguide war kleiner als die beiden Terraner. Er schmückte sich mit steil nach oben geföntem Kraushaar, wobei Augen, Nase, Mund und Ohren frei blieben. Auffallend war sein greisenhaft wirkendes Gesicht. Es war knochig und asketisch. Aus der Nähe war zu sehen, daß die Haut insgesamt zwar glatt war, um die tief in den Höhlen liegenden Augen und um den eingefallenen, wie zahnlos wirkenden Mund herum jedoch von einem dichten Geäst von Fältchen durchzogen wurde. Sie verliehen dem Linguiden ein freundliches Aussehen. Er

schien ständig zu lachen.

»Ich will euch gern unseren neuen Planeten zeigen und alles, was wir darauf errichten«, fuhr er fort, bevor sie

noch etwas erwidern konnten. »Den Abgeordneten des Galaktikums soll nichts verborgen bleiben, denn um

Information geht es euch doch wohl - oder?«

»Als Abgeordnete des Galaktikums ...«, begann Fellmer Lloyd, doch der Linguide unterbrach ihn.

»Als solche wurdet ihr mir von den Schiffen im Orbit angekündigt«, erklärte er. »Und es hat gar keinen Zweck,

es zu leugnen. Ich würde euch doch nicht glauben.«

Er blickte sie fröhlich lachend an.

Fellmer Lloyd konnte keine Hintergedanken espern. Senfro Datalba meinte es so, wie er es sagte.

Er war ein

einfacher Mann, der geistig auf einem keineswegs beeindruckenden Niveau stand. Lloyd war geneigt, ihn als

Simpel zu bezeichnen, der an nichts anderes denken konnte als an seine Arbeit.

»Unsere Freunde, die Blues, haben uns schon eine Menge über euch Terraner erzählt«, fuhr Senfro Datalba fort.

»Daher wissen wir ziemlich viel über euch. Und wenn ich euch jetzt einlade, mit mir in meinem Gleiter zu

fliegen, dann braucht ihr euch keine Sorgen um eure Verpflegung zu machen. Ich habe alles an Bord, was ihr

benötigt - und was euch mundet.«

»Sehr aufmerksam«, bedankte Fellmer Lloyd sich, nachdem er Ras und sich vorgestellt hatte.

Die beiden Terraner stiegen in den Gleiter des Linguiden. Es war eine einfache Maschine, die für die beiden in

dieser Hinsicht verwöhnten Männer noch nicht einmal ein Minimum an Komfort bot. Auch die technische

Einrichtung hätte terranischen Ansprüchen nicht genügt. Viele Details erweckten den Eindruck, daß die

Linguiden noch sehr viel aufzuholen hatten. Doch das konnte täuschen.

Nachdem Senfro Datalba gestartet war, um zu einer anderen Baustelle auf der Insel zu fliegen, stellten die

beiden Mutanten ihm eine Reihe von Fragen. Sie gingen äußerst geschickt vor, und Fellmer überwachte den

Linguiden dabei telepathisch, so daß er kontrollieren konnte, ob die Antworten der Wahrheit entsprachen oder nicht.

Nach einiger Zeit gab er Ras ein verstohlenes Zeichen. Es bedeutete dem Freund, daß Senfro Datalba ehrlich

war und nicht versucht hatte, sie zu belügen. Er hatte den Eindruck, daß der Linguide ihnen wirklich zeigen

wollte, was vorhanden war, und daß er nicht versuchte, irgend etwas vor ihnen zu verbergen.

»Wie geht ihr vor?« fragte Ras danach. »Werdet ihr gleich den ganzen Planeten erschließen, oder wollt ihr euch

zunächst auf einige Teile beschränken?«

»Zunächst geht es uns nur um die Insel Hyatha«, antwortete Senfro Datalba bereitwillig. »Das

andere kommt

später.«

Sie erreichten eine felsige Küste und flogen an ihr entlang zu einem breiten Flußdelta. Auf großer Fläche

entstand eine Stadt.

»Hier werden wir Station machen«, erklärte der Linguide und lachte, als habe er einen gelungenen Witz erzählt.

»Freunde haben einen kleinen Empfang vorbereitet. Dabei gibt es erst einmal was zwischen die Zähne! Die

Meere von Compol liefern Köstlichkeiten, von denen man auf anderen Welten nur träumen kann.

Ich hoffe, ihr

mögt Fisch?«

*

Reginald Bull stand inmitten einer Lichtung an einem Berghang, nur etwa fünfzig Kilometer von jener Stelle

entfernt, an der Homer G. Adams kurz zuvor um sein Leben gekämpft hatte.

Gucky lenkte den Gleiter auf ihn zu und landete unweit von ihm.

Wortlos stiegen Adams und der Ilt aus. Sie erwarteten, daß Bully durch irgendein Zeichen zu erkennen geben

würde, daß er sie bemerkt hatte, doch er rührte sich nicht. Wie aus Stein geschlagen verharrte er auf der Stelle

und blickte durch eine Schneise zum fernen Mackenzie hinüber. Er schien älter geworden zu sein. Sein Gesicht

wirkte schmaler, und die Falten an seinen Mundwinkeln schienen sich vertieft zu haben.

»Kann ich irgend etwas für dich tun?« fragte der Mausbiber, als er sich ihm watschelnd näherte.

»Ich könnte

dich über den Wipfeln der Bäume herumfliegen lassen oder dir telekinetisch eine Ameise ins Hemd setzen.

Aber ich vermute, das heitert dich auch nicht auf ...«

Bully wandte sich ihnen zu. Nicht das geringste Lächeln entspannte sein Gesicht.

»Ich habe nicht den Wunsch, aufgeheitert zu werden«, erklärte er. »Ich habe die Einsamkeit gesucht, um

ungestört nachdenken zu können.«

»Und? Hast du nachgedacht?« erkundigte sich Homer G. Adams, der Gucky hinkend folgte.

»Du bist verletzt?« fragte Bull erstaunt.

»Jemand hat auf mich geschossen. Jemand, der dachte, ich sei schon tot.«

»Solche Menschen gibt es auch«, nickte Bully. »Mein Büro hat Tausende von Zuschriften und Anrufen

erhalten, in denen ich gebeten wurde, mit allen Mitteln nach einem Weg zu suchen, auf dem ich der Forderung

von ES entgegen kann. In mehreren Städten sind Bürgerinitiativen gegründet worden. Sie sammeln

Unterschriften für eine Petition, die sie zu unseren Gunsten an ES richten wollen. Ich hatte Mühe, ihnen zu

erklären, daß zumindest ich das nicht möchte. Für euch konnte ich nicht sprechen.«

»Davon habe ich nichts gewußt«, erwiderte Adams.

»Die Forderung von ES hat die Menschen der Erde mindestens so erschüttert wie uns selbst«, fuhr Bully fort.

»Ich habe mich in die Einsamkeit dieser Wälder zurückgezogen, um den vielen Spekulationen aus dem Weg zu gehen.«

»Wir wollten dich nicht stören«, beteuerte Adams.

»Meine Freunde stören mich nie«, betonte Bully, und jetzt erschien zum erstenmal ein kleines Lächeln auf seinen Lippen. Er bückte sich, riß ein paar Grashalme ab und ließ sie langsam über seine Handflächen gleiten.

Dabei betrachtete er sie, als habe er nie zuvor Gras gesehen. »Habt ihr euch schon entschieden?«

»Ob wir nach Wanderer gehen?« fragte Homer G. Adams. »Nein, noch nicht. Aber vorläufig tendiere ich noch mehr zu einem Nein als zu einem Ja.«

»Obwohl du weißt, daß es dein sicherer Tod ist, wenn du nein sagst?«

»Nach allem, was wir wissen, ist es auch mein sicheres Ende, wenn ich ja sage«, erwiderte Adams. »Ob ich auf

Terra sterbe oder auf Wanderer macht im Ergebnis keinen Unterschied. Aber wenn ich schon sterben muß,

dann doch lieber hier auf der Erde.«

»Das ist genau das, was ich auch denke. Vielleicht erfülle ich mir den verrücktesten Traum, den ich je hatte.«

»Was für einen Traum?« fragte der Ilt. Bully kam ihm fremd und ein wenig unheimlich vor.

»Ich habe mich seltsamerweise daran erinnert, daß ich als Kind einmal in einer winzigen Nußschale quer über

den Pazifik segeln wollte«, gestand Bully. »Ein wahnwitziges Unternehmen, ich weiß. Ich kenne mich mit der

Segelei auch gar nicht gut genug aus, um so etwas zu tun. Aber was spielt das für eine Rolle? Ich weiß ja, daß

ich mein Ziel niemals erreiche, weil der Aktivator am fünfzehnten Oktober seine lebenserhaltenden Dienste einstellt.«

Plötzlich lachte er in der jugendhaften Weise, die für ihn so typisch war.

»Ich glaube, ich werde mir diesen Traum erfüllen«, schloß er.

»Wenn es darum geht, sich einen Traum zu erfüllen, habe ich auch einen«, erklärte Gucky mit schriller Stimme.

»Ich würde auf meine alten Tage gern noch einmal eine knackige Mausbibermutter vernaschen, aber leider ist

ja weit und breit keine aufzutreiben.«

Bully ging nicht auf den scherzhaften Ton des Ilt ein. Er streckte ihm die Hand hin, um sich zu verabschieden.

»Laß dir etwas anderes einfallen«, riet er ihm. »Es gibt sicherlich etwas, was du zum Abschluß noch einmal tun möchtest.«

»Ich dachte, wir würden zusammenbleiben, nachdem wir uns schon mal gefunden haben«, sagte Homer G.

Adams enttäuscht.

Bully schüttelte den Kopf, und plötzlich wurden seine Augen feucht.

»Nein«, erwiderte er leise. »Wenn es soweit ist, möchte ich allein sein. Ich weiß nicht, ob ich es bis zum Schluß

durchstehe. Vielleicht breche in letzter Sekunde zusammen und gebe mich dem heulenden Elend hin. Dabei

möchte ich keine Zeugen haben.«

Er drückte Adams zum Abschied ebenso die Hand wie zuvor dem Ilt, drehte sich dann um, ging zu seinem

unter den Bäumen geparkten Gleiter und flog davon, ohne sich noch einmal nach ihnen umzusehen.

»Weißt du, was das bedeutet?« fragte Gucky mit schwankender Stimme. Tränen stiegen ihm in die Augen. »Es

ist eine Trennung für immer. Ich werde nie wieder Spaß mit ihm haben.«

6.

Senfro Datalba schwatzte nahezu ununterbrochen, während er mit Ras Tschubai und Fellmer Lloyd auf der

Insel Hyatha herumflog und ihnen Baustelle auf Baustelle zeigte. Freundlich und auskunftsbereit ging er auf

jede Frage ein.

Lloyd überprüfte ihn immer wieder telepathisch, kam dabei jedoch stets zu dem gleichen Ergebnis, daß der

Linguide die Wahrheit sagte und nichts vor ihnen verbarg. In der Folge sondierte er ihn immer seltener und

gewann mehr und mehr Vertrauen zu ihm.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich Aufregendes ereignete. Die beiden Mutanten inspizierten mehrere

Baustellen, wobei sie sich bemühten, irgend etwas zu finden, was ungewöhnlich oder auffallend war oder was

ihren Argwohn hätte hervorrufen können. Sie fanden nichts.

Am 5. Oktober flogen sie zu einem Forschungslabor, das im Meer unmittelbar vor der Küste der Insel errichtet

werden sollte.

»Wo ist eigentlich Aramus Shaenor?« fragte Ras.

Der Genannte war der Friedensstifter gewesen, der den Streit zwischen den Blues geschlichtet hatte und dem

dafür das Jergelen-System als Lohn übereignet worden war. Ras wußte, daß es das fünfzehnte Sonnensystem

war, das von den Linguiden beherrscht wurde.

Senfro Datalba lachte laut und sprudelte ein nicht enden wollendes Loblied auf Aramus Shaenor hervor, den er

den *Guten Vater, der dem Wort die Macht verleiht*, oder *der gute Reden hat*, nannte. Er ließ durchblicken, daß

Aramus Shaenor es sein würde, der in etwa drei Monaten die *Planetenweihe* vornehmen würde, da er

schließlich seinem Volk zu diesem 15. Sonnensystem verhelfen hatte.

Als Fellmer Lloyd und Ras Tschubai an diesem Tag für einige Zeit allein waren, faßten sie ihre Eindrücke

zusammen.

»Für mich steht fest, daß sich die Kolonisten wie eine Familie unter dem Patriarchat des sprachbegabten

Aramus Shaenor sehen«, sagte der Telepath. »Und jeder in der Familie hat die seinen Fähigkeiten

und seiner

Ausbildung entsprechenden Aufgaben zugeteilt bekommen.«

»Das glaube ich auch«, stimmte der Teleporter zu. »Allerdings bin ich mir nicht ganz sicher, ob es sich wirklich

um ein Patriarchat handelt. Aramus Shaenor könnte schließlich auch weiblich sein.«

»Richtig. Auch das ist möglich.«

»Insgesamt haben wir es also mit einer Art Ameisenstaat zu tun, in dem es keine Individualität gibt.«

Damit war Lloyd nicht ganz einverstanden.

»So einfach ist es wohl nicht«, meinte er. »Sieh dir Senfro Datalba an. Er ist witzig, und einige seiner

Bemerkungen finde ich ausgesprochen geistvoll.«

Die beiden Männer standen hoch auf den Klippen über der Baustelle im Meer. Der Linguide, der sie in den

vergangenen Tagen begleitet hatte, sprach weit von ihnen entfernt mit einigen anderen, mit denen er offenbar

etwas zu verhandeln hatte. Roboter hatten tief unter der Wasseroberfläche einen submarinen Bau errichtet, der

mittlerweile leergepumpt und mit Schleusen versehen worden war, so daß die Arbeiten darin nunmehr von den

Linguiden übernommen werden konnten. Doch davon war nur wenig zu sehen. Auf dem Wasser dümpelten

einige schwimmfähige Transportplattformen mit Baumaterial, und hin und wieder tauchten Roboter auf, um

einiges davon zu holen und nach unten zu bringen.

»Dem widerspricht ja, daß Senfro Datalba und viele andere, mit denen wir in den letzten Tagen gesprochen

haben, äußerst witzig und geistreich sind.«

»Richtig«, stimmte Ras zu. »Was er auch immer gesagt hat, es klang immer fröhlich. Selbst wenn er über die

härteste Knochenarbeit geredet hat, die eigentlich Roboter erledigen mußten. Er lächelt nahezu pausenlos und

strahlt dabei über das ganze Gesicht. Ich glaube, mir ist noch niemand begegnet, der über Tage hinweg ständig

so guter Laune ist wie er.«

Diese Beobachtung traf auch auf die anderen Linguiden zu. Die beiden Mutanten hatten noch nie fröhlichere,

liebenswertere Wesen kennengelernt. Die telepathischen Stichproben ergaben, daß sie zudem ehrlich waren und

wirklich meinten, was sie sagten.

»Dennoch macht mich einiges stutzig«, gab Ras zu bedenken. »Alle Linguiden sind sprachbegabt, und selbst

diejenigen, die vermutlich auf den unteren Sprossen der sozialen Leiter stehen, drücken sich gewählt und

geschickt aus. Aber wir haben noch keinen einzigen Linguiden getroffen, der wirklich eloquent gewesen wäre

oder der Charisma hätte.«

»Nein, es scheinen alles unbekümmerte Naturburschen zu sein. Sie sind auf ihre Art sehr

sympathisch, aber sie

reißen mich nicht gerade vom Hocker.«

»Das ist es, was mir auffällt. Sind das alles Friedensstifter? Oder gibt es einige Spezialisten unter ihnen, die auf

diesem Fachgebiet besonders gut sind?«

Fröhlich wie stets in den vergangenen Tagen kam Senfro Datalba zu ihnen und lud sie ein, mit ihm

weiterzufliegen.

»Ich möchte euch etwas ganz Besonderes zeigen«, verriet er, als sie mit dem Gleiter aufstiegen und sich dem

nächsten Ziel näherten. »Ihr habt sicherlich schon einmal von Lingofer gehört.«

»Richtig«, erwiderte Fellmer Lloyd. »Dieser Begriff wurde einige Male von anderen Linguiden erwähnt.«

»Was hat er zu bedeuten?« fragte Ras, obwohl er längst wußte, daß Lingofer der Name der Hauptstadt war, die

irgend wann in der Zukunft auf dem Hauptkontinent Manyatta entstehen sollte. Lloyd hatte dies auf

telepathischem Weg herausgefunden.

»Lingofer wird unsere Hauptstadt«, erwiderte Senfro Datalba und fügte einige Details hinzu, die ihnen schon

bekannt waren.

»Interessant«, bemerkte Lloyd.

»Hast du vor, uns den dafür ausgewählten Bauplatz jetzt zu zeigen?«

Senfro Datalba lachte laut.

»Unmöglich«, rief er vergnügt. »Dort wuchert jetzt noch dichter Dschungel, und noch kein einziger

Urwaldriese wurde gefällt. Wir werden erst nach der *Planetenweihe* mit dem Bau beginnen. Ich kann euch nur

das holografische Modell von Lingofer zeigen. Es ist beeindruckend genug und wird euch gefallen.«

Irgend etwas an der Gestik des Linguiden machte den Telepathen stutzig, und er setzte seine besonderen Mittel

ein, um mehr über die geheimnisvolle Stadt Lingofer zu erfahren.

Senfro Datalba hatte gelogen!

Tatsächlich - so erfaßte Lloyd telepathisch - wurde bereits fieberhaft an der Stadt gebaut.

Die Terraner dürfen den Bauplatz nicht besichtigen, dachte Senfro Datalba. *Sie würden ihn entweihen.*

Fellmer versuchte, den tieferen Gedankeninhalt des Linguiden zu erfassen, um herauszufinden, was er mit

»entweihen« meinte und was an einem Bauplatz überhaupt zu entweihen war, doch es gelang ihm nicht.

Fröhlich wie ein unbeschwertes Kind wandte Senfro Datalba sich bereits wieder anderen Gedanken zu.

Fellmer war alarmiert. Verstohlen gab er Ras ein für diesen Fall verabredetes Zeichen. Er bemerkte, daß der

Teleporter sich in seinem Sitz aufrichtete. Ras Tschubai hatte begriffen.

Endlich waren sie auf etwas gestoßen, das den Rahmen sprengte und den lange gehegten Verdacht begründete,

daß die Linguiden etwas zu verbergen hatten.

Die beiden Mutanten bemühten sich, so gleichgültig wie zuvor auszusehen, um den Linguiden nichts merken zu

lassen. Sie wußten, daß Senfro Datalba ein guter Beobachter war, der sich nicht nur mit Hilfe von Interkosmo

mit ihnen verständigen konnte, sondern der auch ihre Körpersprache genau zu interpretieren verstand. Sie

mußten extrem vorsichtig sein, damit Datalba nichts bemerkte.

Der Telepath tastete sich vorsichtig an ihn heran und atmete dann erleichtert auf. Die Reaktion Ras Tschubais

war dem Linguiden nicht aufgefallen.

Er hütete sich, weitere Fragen über Lingofer zu stellen. Er wollte sich bezüglich dieser kommenden Hauptstadt

nicht neugieriger und interessierter zeigen als bei anderen Objekten.

Beschlossene Sache aber war, daß Ras und er auf den Kontinent gehen würden, um sich an Ort und Stelle

anzusehen, was dort entstehen sollte.

*

»Du wirst damit zurechtkommen«, sagte John Beethee. »Das Boot hat eine Syntronik, die im Notfall dafür

sorgt, daß du die richtigen Manöver fährst.«

Reginald Bull nickte dem versponnenen Aussteiger zu, den er in einer einsamen Bucht an der Pazifikküste

gefunden hatte und der als einziger bereit gewesen war, ihm sein Boot zu verkaufen - allerdings zu einem weit

überhöhten Preis. Der Aktivatorträger hatte nicht gehandelt, sondern noch etwas draufgelegt für das

Versprechen, niemandem etwas von dem Handel und seinem Aufbruch zu sagen.

John Beethee war ein schlanker Mann, der sein Haar militärisch kurz trug, Wert auf eine straffe Haltung legte,

um sich möglichst deutlich von allzu lax auftretenden Zeitgenossen abzuheben, und eine nüchterne Uniform

angelegt hatte, die aus einem längst vergangenen Jahrhundert stammte. Auf der Nase thronte eine viereckige

Metallbrille. Ein Anachronismus aus ferner Vergangenheit, als es noch nicht möglich war, Augenfehler am

Auge selbst zu korrigieren. Allerdings verzichtete Beethee auf Gläser. Die brauchte er nicht, weil er ohne sie

hervorragend sehen konnte.

»Ich weiß nicht, ob du das verstehen kannst«, sagte Reginald Bull, »aber ich bin seit sehr langer Zeit endlich

einmal wieder richtig glücklich.«

Nachdem er sich noch einmal hatte beteuern lassen, daß Beethee niemandem verraten werde, wo er geblieben

war, löste er den Tampen, mit dem das Boot am Steg befestigt war, ließ sich in die Bucht hinaustreiben und

setzte das Segel. Der Wind blähte es sogleich auf, und er steuerte das Boot auf die offene See hinaus. Er hatte

zunächst einige Schwierigkeiten, es auf dem richtigen Kurs zu halten und an einigen Klippen vorbeizusteuern,

schaffte es schließlich aber doch.

Er erfüllte sich seinen lange gehegten Jugendtraum.

John Beethee blieb am Ufer unterhalb seines kleinen, einfachen Hauses stehen und blickte auf die See hinaus,

bis er das Segel nicht mehr sehen konnte.

Reginald Bull hatte eine Reise ohne Wiederkehr angetreten.

*

80 400 Lichtjahre von der Erde entfernt saßen Ras Tschubai und Fellmer Lloyd in der Messe ihrer Space-Jet

und tranken einen leichten Wein. Sie hätten auch mit den Linguiden zusammensitzen können, doch hatten sie es

vorgezogen, für einige Zeit allein zu bleiben.

Senfro Datalba hatte nur fröhlich gelacht und an seinem nach oben gekämmten Bart gezupft, als sie ihm gesagt

hatten, daß sie sich zurückziehen wollten. Er hatte keine Einwände gehabt, und Fellmer hatte seinen Gedanken

entnommen, daß der Linguide dringend in Lingofer gebraucht wurde.

Plötzlich und unerwartet meldete sich die Bordsyntronik.

»Wir bekommen Besuch«, verkündete sie.

Die beiden Mutanten blickten sich überrascht an.

»Kannst du dich bitte etwas genauer ausdrücken?« kritisierte Ras. »Wer will uns besuchen?«

»An Bord kommen will niemand«, antwortete die Syntronik. »Der Besuch befindet sich im Orbit dieses

Planeten, und dort wird er auf Wunsch der Linguiden auch bleiben. Das ist das, was ich dem Funkverkehr

entnehmen konnte. Es geht um die ANEZVAR und Eirene.«

Größer hätte die Überraschung nicht sein können. Die beiden Terraner hatten nicht damit gerechnet, daß ihnen

irgend jemand von der Erde folgen könnte. Sie waren sich augenblicklich darüber klar, daß das Erscheinen

Eirenes einen triftigen Grund haben mußte.

»Gib uns eine Verbindung«, befahl Fellmer. »Sofort und ohne jede Verzögerung!«

»Das würde ich gerne tun«, antwortete der Computer. »Es ist jedoch noch nicht möglich. Die Transportraumschiffe haben Compol verlassen. Im Orbit befinden sich zwölf linguidische Kleinraumer. Meine

Ortung hat ergeben, daß es waffenstarrende Kampfeinheiten sind. An ihnen kommt die ANEZVAR nicht ohne

den Einsatz von Waffen vorbei - falls sie das überhaupt beabsichtigt.«

»Hast du versucht, das Schiff zu erreichen?«

»Ich habe es versucht, aber keine Antwort erhalten. Ich habe jedoch den Funkspruch aufgefangen, mit dem die

ANEZVAR sich als terranisches Raumschiff identifiziert hat«, erklärte die Syntronik, und nach kurzer Pause

fügte sie hinzu: »Soeben hat die ANEZVAR eine Antwort in akzentfreiem Interkosmo erhalten. Ein

Bildkontakt besteht nicht. Die ANEZVAR wurde erneut aufgefordert, sich zu identifizieren und

den Grund für
den Besuch zu beschreiben.«

Die beiden Terraner waren aufgestanden. Es hielt sie nicht mehr auf ihren Plätzen. Fellmer Lloyd trank erregt

einen Schluck Wein. Er versuchte, Eirene telepathisch aufzuspüren, doch es gelang ihm nicht.

»Verdammt«, flüsterte Ras Tschubai. »Was ist passiert? Wenn wir nicht bald etwas hören, versuche ich, zu

Eirene zu teleportieren.«

»Die Linguiden verweigern die Landung der ANEZVAR«, berichtete die Syntronik über ein weiteres Ergebnis

ihrer Lauschaktion. »Ich habe den Eindruck, daß sie während der Herrschaft von Monos üble Erfahrungen mit

solchen Dreizack-Raumschiffen gemacht haben. Jetzt geht es darum, daß Eirene oder Idinyphé, wie sie sich

neuerdings nennt, Sprechfunkkontakt mit uns haben will.«

Lloyd gönnte sich einen weiteren Schluck, und dann klang die Stimme Idinyphés plötzlich aus den

Lautsprechern.

»Hallo, ihr beiden da unten«, rief sie. »Man erlaubt mir nicht, auf Compol zu landen und direkt mit euch zu

sprechen. Ich hoffe, ihr seid gesund und munter, und ihr könnt frei sprechen.«

»Natürlich können wir das«, antwortete Fellmer Lloyd sofort. »Wir sind bestens aufgenommen worden und

können uns hier frei bewegen. Deshalb überrascht es uns ein wenig, daß du nicht landen darfst. Was gibt es?

Wieso bist du uns gefolgt?«

»Ich habe eine schlechte Nachricht für euch. ES hat sich gemeldet.« Ihre Stimme stockte, und dann fuhr sie ein

wenig nervös fort: »Wartet ein paar Sekunden. Seit Willom weiß, daß ES ein Lebenszeichen von sich gegeben

hat, habe ich Schwierigkeiten mit ihm. Er kam mir eben in die Quere. Ich verstehe das nicht. Er ist verstockter

und rätselhafter als je zuvor.«

»Was ist so wichtig an der Tatsache, daß ES sich gemeldet hat?« drängte Fellmer Lloyd. Er mußte sein Glas

absetzen, denn seine Hand war zu unruhig. Er spürte, daß etwas Entscheidendes geschehen war. Er mußte an

den Zwischenfall auf dem Planeten Cassanagk denken, als er plötzlich eine Reaktion seines Zellaktivators

gespürt hatte.

»ES will, daß alle Aktivatorträger bis spätestens fünfzehnten Oktober auf Wanderer erscheinen und dort ihre

Zellaktivatoren abgeben«, teilte Idinyphé ihnen mit.

»Wieso?« fragte Ras. »Sind die Geräte nicht in Ordnung? Müssen sie überholt werden?«

»ES ist der Meinung, daß eure Zeit abgelaufen ist. Aus seinen Äußerungen müssen wir entnehmen, daß er euer

Leben nicht mehr verlängern will.«

Fellmer Lloyd ließ sich in seinen Sessel sinken.

»Nun mal langsam«, erwiderte er. »Ich dachte schon, es wäre etwas Schlimmes, was du uns zu sagen hast. Mit

ES werden wir schon klarkommen. Das haben wir bisher immer geschafft.«

»Es ist ernst«, warnte Idinyphe. »Nehmt das nicht auf die leichte Schulter. Perry verläßt sich darauf, daß ihr an

dem Flug nach Wanderer teilnehmen werdet. Zusammen mit den anderen Aktivatorträgern.«

»Natürlich«, versprach Ras Tschubai. »Wir haben hier nur noch etwas zu erledigen. Wir haben etwas

herausgefunden, was wir klären müssen. Bis zum Fünfzehnten haben wir ja noch einige Tage Zeit. Bis dahin ist

unser Einsatz längst abgeschlossen. Vielen Dank für deine Mühe.«

Idinyphe lachte.

»Es war keine Mühe - verglichen damit, was ich mit Willom zu tun habe!«

Sie wechselten noch einige Worte miteinander, dann verabschiedete sie sich. Die Syntronik der ELCADOR

meldete wenig später, daß sich ihr Dreizackschiff schnell von Compol entfernte. Sie hatte die Rückreise zur

Erde angetreten.

Ras Tschubai schenkte sich jetzt ebenfalls noch etwas Wein ein.

»Nur nicht aufregen«, sagte er lächelnd. »ES hat uns zwanzigtausend Jahre gegeben. Uns bleibt also noch viel

Zeit.«

»Der Meinung bin ich auch«, stimmte Fellmer Lloyd zu. »Idinyphe war ein bißchen aufgeregt. Es kommt wohl

darauf an, den Termin unbedingt zu halten. Aber danach wird es in gewohnter Weise weitergehen.«

Er prostete dem Teleporter zu.

»Wir haben nicht den geringsten Grund, an der Loyalität von ES zu zweifeln«, sagte er.

»Nein. Wirklich nicht.«

Sie stießen an und tranken.

»Eirene hat uns gar nicht gesagt, wie die anderen ZA-Träger die Forderung von ES sehen«, bemerkte Ras

Tschubai.

*

Über den Bergen ging die Sonne auf, als Icho Tolot das Haus des Wissenschaftlers Tharon Akrar verließ. Er

ging nur einige Schritte aufrecht, ließ sich dann auf die Laufarme herabfallen und raste in die wilde Landschaft

hinaus, vermied es jedoch, dabei durch das Unterholz der Wälder zu brechen. Er wollte so wenig Spuren

hinterlassen wie möglich, und er wollte unnötige Zerstörungen vermeiden.

Die Gespräche, die er in den vergangenen Tagen mit dem Wissenschaftler geführt hatte, waren fruchtbar und

anregend gewesen. Sie hatten einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen und hatten Ehrfurcht vor der Natur in

ihm gestärkt.

Einige Male hatte Icho Tolot erwogen, seinem Gesprächspartner von seinem Problem zu erzählen, hatte dann

jedoch darauf verzichtet. Er wollte andere nicht damit belasten. So hatte sich die Diskussion auf wissenschaftliche Probleme der unterschiedlichsten Disziplinen beschränkt.

Icho Tolot sah einen steil aufragenden Felshang vor sich. Er war eine Herausforderung für ihn. Er wollte sich austoben, wollte spüren, wie sich seine Kräfte erschöpften, wie ihm Arme und Beine schwer wurden.

Er schnellte sich über einige Felsbrocken einer Geröllhalde hinweg und stürmte dann den Hang hinauf. Dabei trieb er sich zu immer größerer Eile an, um die körperliche Anstrengung zu steigern. Doch die Erschöpfung wollte sich nicht recht einstellen.

Schließlich blieb er enttäuscht auf einem Felsvorsprung stehen. Von hier aus reichte der Blick bis weit in den Süden, wo endlose Wälder das Land überzogen. Doch der Haluter sah nur kurz hin. Er bemerkte eine Metalltafel, die in die Felswand gebrannt worden war.

Langsam und zögernd näherte er sich ihr, als wüßte er genau, daß er vor einer Botschaft stand, die nicht ohne Einfluß auf ihn bleiben konnte.

Er blieb stehen, als er lesen konnte, was ein längst verstorbener Mitglied seines Volkes formuliert hatte.

Er schloß die Augen, nachdem er die erste Zeile gelesen hatte.

Er kannte diese Worte. Sie waren vor Jahrtausenden entstanden und hatten ihre Gültigkeit bis auf den heutigen Tag nicht verloren.

Er erschauerte ob der Gewalt dieser Worte.

Sie ermahnten ihn, daß nichts das Gewissen mehr belasten konnte, als sich selbst untreu zu werden.

Erschrocken drehte er sich um und rannte den Hang hinab. Er stolperte einige Male, stürzte zu Boden und rollte dann sich mehrfach überschlagend in die Tiefe, fing sich ab, stürmte weiter, bis er erneut fiel, und er blieb erst stehen, als er am Fuß des Hanges angekommen war.

Er war sich untreu geworden!

Er hatte versucht, dem Unabwendbaren auszuweichen. Er hatte sich selbst eingeredet, daß es einen Ausweg gab, obwohl er wußte, daß es ihn nicht geben konnte. In diesen Minuten hatte er begriffen, daß er nicht mit der Erkenntnis sterben konnte, sich selbst untreu geworden zu sein. Damit würde er seine Qualen nur erhöhen - und das zu einem Zeitpunkt, zu dem keine Korrektur mehr möglich war.

Icho Tolot brüllte seinen Schmerz heraus, ließ sich dann auf seine Laufarme herabfallen und raste zu seiner HALUTA zurück, als habe er nur noch Sekunden zu leben.

Er wollte so schnell wie möglich zurück zur Erde, um den Abflug der Aktivatorträger nach Wanderer nicht zu verpassen.

7.

Jorez Estaban hielt sich kerzengerade. In seinem markanten Gesicht bewegten sich nur die Augen. Sie waren ständig auf Roi Danton gerichtet, der mit dem Säbel in der Hand vor ihm hin und her tänzelte und eine Lücke suchte, durch die er seinen Angriff vortragen konnte. Der Spanier trug an diesem Tag nicht seinen modernen Fechtanzug, der ihn vor unbeabsichtigten Verletzungen schützte, sondern ein prunkvolles, hautenges Gewand, wie es die Stierkämpfer der Vergangenheit zu ihren wagemutigen Kämpfen angelegt hatten. Es bestand aus Seide und war mit kostbaren Stickereien versehen. Roi Danton war sichtlich irritiert. Damit hatte er nicht gerechnet, denn in den vergangenen Tagen war Estaban bei jedem Kampf in sportlicher Kleidung aufgetreten. Schmal wie die Rückenkante eines Messers und gerade wie mit dem Lineal gezogen, sah der Oberlippenbart des Fechtmeisters aus. Er betonte in besonderem Maß jede noch so kleine Bewegung der Lippen. Er verstärkte das Lächeln und ließ den Ausdruck einer gewissen Verachtung schmerzlich deutlich hervortreten. »Worauf wartest du?« fragte er. »Du hast in den vergangenen Tagen immer wieder angegriffen wie ein Wahnsinniger. Du hast mit allen Mitteln versucht, mich zu einer unüberlegten Attacke zu verleiten, und du warst dabei stets ungeschützt. Warum greifst du jetzt nicht an?« Er hob den Säbel zum Gruß vor die Lippen und streckte ihn dann langsam in Richtung Danton aus. »Ist es mein Ehrenkleid?« fuhr er spöttisch fort. »Fürchtest du dich davor, einen Blutfleck darauf zu sehen?« Blitzschnell griff er den Unsterblichen an, fintierte kurz und überraschte ihn. Die Säbelspitze berührte Dantons Brust über dem Herzen. »Töte dich, wenn du unbedingt willst«, sagte Jorez Estaban. »Ich habe nichts dagegen. Aber töte dich mit deiner eigenen Hand. Versuche nicht, meine dazu zu nehmen.« Er tänzelte zurück und griff dann erneut an. Mit dem Können des ganz großen Meisters zwang er Roi Danton einen Kampf auf, bei dem dieser sich nur mit größter Anstrengung verteidigen konnte. Dabei verstand er es geschickt, Situationen zu vermeiden, bei denen der Aktivatorträger verletzt werden konnte. Wenn er Treffer anbrachte, so touchierte er ihn nur oder versetzte ihm provozierende Hiebe mit der Säbelspitze gegen die Hüften, die Schultern oder die Wangen. Roi Danton war blaß geworden. »Du nennst mich einen Feigling?« keuchte er. »Kämpfe und zeige mir, daß du keiner bist.« Er stürzte den Aktivatorträger in ein Chaos der Gefühle, in dem er die Kontrolle über sich zu verlieren drohte.

Kein einziges Mal in den vergangenen Tagen hatte Jorez Estaban so mit ihm gesprochen. Der Spanier nutzte seinen Vorteil gnadenlos aus. Er hetzte Roi quer durch den Raum bis hin zu einer Tür und wirbelte ihm dann den Säbel aus der Hand.

»Ich habe dir noch mehr zu sagen, Danton«, erklärte er, und sein Atem ging nur unmerklich schneller als sonst.

»Du kennst meinen Sohn nicht.

Es wird Zeit, daß du ihn kennenlernst.«

Er legte die Hand auf eine Kontaktplatte neben der Tür. Sie öffnete sich, und auf einem Gravo-Sessel schwebte

ein etwa zehnjähriges Kind herein. Es schien nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen. Seine übergroß

wirkenden Augen lagen tief in den Höhlen. Ihr fiebriger Glanz und der eigentümlich grüne Farbton der Haut

verrieten Danton, worunter das Kind litt. Der Spanier hätte es nicht zu sagen brauchen.

»Es gibt so gut wie keine Krankheiten mehr bei uns«, erklärte Estaban. »Einige aber treten doch noch auf, und

wir sind machtlos dagegen. So wissen die Ärzte beispielsweise bis heute nicht, was sie gegen den Alsashat-

Verfall tun sollen, eine geheimnisvolle Krankheit, die aus dem Weltraum eingeschleppt wurde. Krankheitsfälle

sind selten. Auf der ganzen Welt gibt es nur vier. Mein Sohn ist einer davon.«

Roi Danton war schockiert. Vergeblich suchte er nach Worten.

»Mein Sohn weiß, daß er sehr bald sterben muß. Diese Krankheit ist schrecklich. Er leidet. Aber er hat sich

nicht aufgegeben. Er kämpft. Was glaubst du, was er dafür geben würde, wenn er nur einen einzigen Tag länger

leben dürfte?«

*

Der Wind blies gleichmäßig aus Nordost, ohne die See aufzuwühlen. In den ersten Stunden genoß Reginald

Bull es, auf einer langen Dünung ruhig dahinzugleiten. Er war zufrieden mit sich und seiner Entscheidung.

Als er die Küste hinter sich nicht mehr sehen konnte, trennte er sich von seinem Funk-Chronometer. Er löste es

vom Handgelenk und warf es über Bord. Er wollte sich die Möglichkeit nehmen, vielleicht irgendwann doch

um Hilfe rufen zu können.

Voller Vergnügen stellte er fest, daß es tatsächlich leicht war, das Boot zu handhaben. Die Syntronik half ihm

dabei und bündelte Fehler aus.

Als die Sonne weit vor ihm in der See versank, machte er sich daran, das Boot genauer zu untersuchen. Er fand

Verpflegung, die seiner Meinung nach auch für eine Ozeanüberquerung ausgereicht hätte, Seekarten, feste

Kleidung für alle Temperaturen und Wetterbedingungen und allerlei Geräte.

»Das hätte ich mir denken können«, schimpfte er, als er ein Funkgerät entdeckte. Der Verkäufer hatte ihm

gesagt, daß keines an Bord sei. Er warf es mit einem Gefühl tiefer Befriedigung ins Wasser. Nach diesem Fund inspizierte er das Boot noch eingehender und stieß dabei auf einige Dinge, die ihm im

Notfall helfen konnten. Er warf sie ebenfalls über Bord. Erst danach stellte sich die Ruhe ein, die er gesucht hatte.

Er legte sich in eine Koje und schlief fast augenblicklich ein, um erst wieder aufzuwachen, als es wieder hell

wurde. Fröstelnd rollte er sich unter der Decke zusammen. Er wollte noch ein wenig länger schlafen, doch ein

eigenartiges Knacken an Bord schreckte ihn auf.

Die Bewegungen des Bootes waren anders geworden. Er spürte, daß es schwerfälliger war als am Tag zuvor,

und das Glucksen des vorbeigleitenden Wassers kam nicht von unten, sondern aus dem Bereich über ihm.

Er sprang aus der Koje und stürzte zum Luk. Irgend etwas stimmte nicht, und er wollte wissen, was es war.

Eine eisige Luft schlug ihm entgegen, als er das Luk geöffnet hatte. Das Ruder war keine zwei Meter von ihm

entfernt. Nebelschwaden umwehten es. Aber nicht das war es, was Bully entsetzte, sondern die dicke

Eisschicht, die sich darauf gebildet hatte.

Er kletterte nach draußen und erkannte, daß nicht nur das Ruder von der Eisschicht erfaßt worden war, sondern

das ganze Boot. Unter dem Gewicht des Eises war es schwer geworden. Es lag tief im Wasser.

Nur noch

Zentimeter fehlten, dann mußten die Wellen über die Bordkante schwappen, und Wasser würde ins Bootsinnere

eindringen.

Wie von Sinnen eilte der Aktivatorträger in die Kabine zurück und holte von dort einen kleinen Spitzhammer.

Dann rannte er nach draußen und hieb auf das Eis ein. Es platzte leicht vom Schiffsrumpf ab, bildete sich aber

sofort wieder neu, weil mit den heranwehenden Nebelschwaden weitere Feuchtigkeit kam.

Bully wandte sich dem Mast und den Falls zu, weil er meinte, das Eis dort schneller und leichter entfernen zu

können, doch schon bald mußte er erkennen, daß er das Verhängnis nicht aufhalten konnte. Unter der Last des

Eises wurde das Boot von Sekunde zu Sekunde schwerer, und es konnte nur noch Minuten dauern, bis es

endgültig versank.

»Mist«, brüllte er in den Nebel hinaus. »Wie konnte ich auf so eine idiotische Idee kommen? Jugendtraum! So

einen Blödsinn habe ich noch nie gehört!«

Wütend trat er gegen den Mast, rutschte dabei auf dem Eis aus und wäre beinahe über Bord gefallen. Er konnte

sich gerade eben noch halten.

»Ich muß wahnsinnig gewesen sein«, keuchte er. »In meinem ganzen Leben habe ich nichts für

Segeln übrig

gehabt. Warum mußte mir ausgerechnet jetzt so etwas einfallen?«

Verzweifelt blickte er in den Nebel hinaus. Jetzt bereute er zutiefst, daß er sich von allem getrennt hatte, womit

er um Hilfe hätte rufen können.

*

Perry Rhodan und Atlan hatten alle Hebel in Bewegung gesetzt, um herauszufinden, was wirklich hinter der

Forderung von ES steckte.

Die einzige und höchst unbefriedigende Antwort, die sie bekommen hatten, besagte, daß ES sich geirrt haben

mußte.

Während Rhodan den 100-Meter-Kugelraumer EIDOLON startklar machen ließ, versuchte Atlan in aller

Diskretion herauszufinden, wo die anderen Aktivatorträger sich aufhielten und ob sie Anstalten machten, zu

ihnen zurückzukehren. Seiner Aktion waren jedoch nur mäßige Erfolge beschieden. Er erfuhr nur, wo einige

von ihnen gesehen worden waren, bevor sie sich in eine einsame Ecke der Erde zurückgezogen hatten. Davon

war lediglich Roi Danton ausgenommen, der sich in Spanien aufhielt, seine Rückkehr jedoch bereits

angekündigt hatte. Von Icho Tolot wußte er, daß er sich auf Halut aufhielt.

Gucky, Homer G. Adams, Bully, Alaska Saedelaere, Ronald Tekener und Julian Tifflor waren spurlos

verschwunden. Er mußte davon ausgehen, daß sie nicht gestört werden wollten, und er stellte seine

Nachforschungen ein.

»ES wird enttäuscht sein, wenn wir nur zu dritt auf Wanderer erscheinen«, sagte er zu Rhodan, während er ein

paar Sachen zusammenpackte, die er mit an Bord nehmen wollte.

»Von mir aus«, entgegnete Perry. »Ich bin es auch. Ich habe eigentlich erwartet, alle Aktivatorträger schon

Tage vor unserem Abflug hier zu sehen. Ich wollte mit allen starten, nicht nur mit dir und Roi.«

*

»Er ist im Ultra-Media-Raum«, teilte der Portier des Hotels »Smaragd« mit vornehmer Zurückhaltung mit,

nachdem er kurze Rücksprache mit der Verwaltungs- und Gästesyntronik gehalten und sich davon überzeugt

hatte, daß er berechtigt war, diese Auskunft zu geben. »Schon seit zehn Tagen. Er verläßt ihn kaum einmal.«

Julian Tifflor und Ronald Tekener bemerkten die winzige Kamera, die an seiner Mütze angebracht war,

erhoben jedoch keinen Einspruch dagegen, daß er Aufnahmen machte. Das »Smaragd« zählte zu den zehn

besten Hotels der Erde, und es wäre vielleicht das absolut beste gewesen, wenn es nicht mit seinen Gästen

Werbung gemacht hätte. Die Leitung des Hotels konnte der Versuchung nicht widerstehen, hin

und wieder

Video-Meldungen an die Presse zu geben, in denen sie mitteilte, welche prominenten Persönlichkeiten im Hotel abgestiegen waren.

Es gehörte zum hohen Anspruch des Hotels, daß die Gäste nicht von Robotern, sondern zumindest am Empfang von Menschen bedient wurden. Die beiden Aktivatorträger waren zuvor schon einige Male in diesem Hotel

gewesen. Sie kannten den Portier jedoch nicht, was kein Wunder war angesichts der Tatsache, daß sich zwanzig

Angestellte diesen hochangesehenen Posten teilten.

Sie wußten, wo der Ultra-Media-Raum war. Es waren nur wenige Schritte bis dorthin.

Als sie die Schallschleuse passiert hatten, hatten sie das Gefühl, mitten in eine Big Band zu treten.

Auf einem Podium stand Alaska Saedelaere mit einem blitzenden Blasinstrument in der Hand. Ihn umgaben die

holografischen Projektionen von nahezu hundert Musikern. Er dirigierte sie, brach jedoch sofort ab, als er die

beiden Freunde bemerkte.

Es wurde still im Raum, die holografischen Bilder jedoch verschwanden nicht. Sie erstarrten mitten in der

Bewegung, und Alaska Saedelaere ging durch sie hindurch auf Tifflor und Tekener zu.

Befremdet blickten die

beiden ihn an.

»Es ist phantastisch«, rief er begeistert. »Man hat alle Musiker über die Syntronik im Griff. An meinen Händen

befinden sich Sensoren, mit denen ich jeden einzelnen Musiker, jedes Instrument beeinflussen, notfalls auch

durch andere ersetzen kann.«

»Seit wann interessierst du dich für Musik?« fragte Julian. Verständnislos musterte er Alaska. Er tippte sich an

die Stirn. »Bist du noch ganz in Ordnung?«

»Natürlich bin ich das«, verteidigte Saedelaere sich. »In den letzten zwanzig Jahren habe ich mein Interesse für

die Musik entdeckt. Ich fand es jedoch unbefriedigend, Musik passiv zu konsumieren.«

»Man kann schon lange aktiv in ein Orchester eingreifen«, sagte Ronald Tekener.

»Natürlich kann man das«, gab Alaska zu. »Aber bisher konnte man lediglich die Lautstärke der einzelnen

Instrumente beeinflussen. Mit der neuen Syntronik bist du nicht nur dein eigener Dirigent, sondern auch

Komponist. Du kannst die Notenfolge, den Rhythmus, das Arrangement der Instrumente ... du kannst einfach

alles ändern. Du kannst die Musiker austauschen gegen andere Temperamente, wenn sie dir nicht gefallen.

Vorhin habe ich entdeckt, daß es sogar möglich ist, eine Stradivari gegen eine moderne Kwan-Too-Kolom

auszutauschen, die auch noch besser klingt. Es haut dich um.«

»Mich haut vor allem diese Flucht aus der Realität um«, erwiderte der Narbengesichtige trocken.

Alaska Saedelaere blickte ihn verblüfft an.

»Es ist keine Flucht«, behauptete er.

»Natürlich ist es das«, beharrte der *Smiler* auf seiner Meinung. »Wir verstehen das. Wir haben ähnliche Phasen

hinter uns. Verstehst du? Wir haben sie hinter uns! Du bist mittendrin. Willst du hier den Dirigenten und

Komponisten in einer Person spielen, bis du plötzlich merkst, daß dein Zellaktivator nicht mehr arbeitet? Willst

du warten, bis dich die Wirklichkeit einholt? Dann ist es zu spät, um noch irgend etwas zu unternehmen.«

»Ihr begreift nicht, was ich euch sagen will«, rief Alaska Saedelaere. »Ihr solltet euch einmal mit dieser Anlage

beschäftigen. Ihr würdet staunen. Süchtig kann man danach werden.«

»Du verrennst dich in diese Idee und weigerst dich beharrlich, das Problem zu sehen, das du direkt vor der Nase

hast«, sagte Julian Tifflor ruhig. »Du solltest eigentlich wissen, daß noch niemand mit Träumen seine realen

Probleme bewältigt hat. Du könntest auch Drogen nehmen. Da wäre kein Unterschied.«

Alaska wich schockiert zurück.

»ES hat mit aller Deutlichkeit gesagt, daß unsere Zeit abgelaufen ist«, gab er heftig zurück. Er hatte Mühe, sich

zu beherrschen. Plötzlich kamen die seit Tagen aufgestauten Gefühle hoch und verschafften sich Luft. »Klipp

und klar - es ist aus! Wollt ihr das nicht begreifen? Ich habe ein Recht darauf, meine letzten Tage so zu

gestalten, wie ich es will.«

»Dabei vergißt du, daß ES uns eine letzte Aufgabe gestellt hat, die wir lösen müssen«, unterbrach Tekener

seinen Redeschwall.

»Ich weiß nichts von einer Aufgabe«, fuhr Alaska ihn an.

»Natürlich weißt du, daß wir spätestens am fünfzehnten Oktober auf Wanderer sein müssen«, erwiderte der

Galaktische Spieler. »Dieser Aufgabe werde ich mich nicht entziehen. Im Gegenteil. Ich vermute, daß ES etwas

mit dem Tod von Jennifer zu tun hat. Ich habe also noch eine Rechnung offen mit ES, und sollte sich zeigen,

daß mein Verdacht berechtigt ist, dann wird es interessant.«

Alaska warf sein Instrument weg. Polternd fiel es auf den Boden.

»Ja, das ist wahr«, gab er zu. »Wir müssen nach Wanderer. Aber warum? Warum läßt ES uns nicht hier oder

sonstwo in Ruhe und Würde sterben? Warum will ES uns am Ende eines langen Weges obendrein noch

demütigen?«

Julian Tifflor lächelte. Er legte Alaska den Arm um die Schulter.

»Na also«, sagte er erleichtert. »Du beginnst, nachzudenken und Fragen zu stellen. Du stellst dich dem

Problem. Mehr wollten wir eigentlich gar nicht.«

*

Ras Tschubai und Fellmer Lloyd warteten ab, bis es Nacht geworden war. Auf der Baustelle arbeiteten nur noch wenige Roboter. Die Linguiden hatten sich in ihre Unterkünfte zurückgezogen. Der Telepath streckte seine parapsychischen Fühler nach ihnen aus, fand jedoch niemanden, der sich noch mit ihnen beschäftigte. Fast alle hatten sich nach einer kurzen Mahlzeit zum Schlafen hingelegt.

»Es kann losgehen«, sagte er und streckte dem Teleporter die Hand entgegen. »Ich schlage vor, wir machen uns auf die Reise zum Hauptkontinent. Wir sollten feststellen, ob von der Stadt Lingofer schon etwas zu sehen ist.«

Ras Tschubai ergriff die Hand. Die beiden Mutanten trugen leichte Kampfanzüge, die mit Gravopaks ausgestattet waren, so daß sie auch fliegen konnten. Sie wollten jedoch teleportieren, weil dabei niemand ihr Verschwinden beobachten konnte.

Fellmer Lloyd spürte den parapsychischen Impuls, dann war er plötzlich nicht mehr in der ELCADOR, sondern mitten im Dschungel, umgeben von einem wahren Orchester fremdartiger Tierstimmen. Da dieser Kontinent nicht auf der gleichen geographischen Länge wie Hyatha lag, sondern weiter östlich, wurde es hier bereits hell.

»Bist du in Ordnung?« fragte Ras Tschubai.

»Klar«, erwiderte Fellmer, obwohl er sich nicht ganz wohl fühlte. Dieses leichte Unwohlsein führte er jedoch auf den Fisch zurück, den sie an diesem Tag gegessen hatten.

Ras stellte keine weiteren Fragen. Mit Hilfe eines Gravopaks stieg er auf und durchbrach das Blätterdach der Urwaldriesen.

»Hier irgendwo muß die Stelle sein, an der Lingofer entstehen soll«, rief er. »Ich nehme doch an, daß du die Gedanken von Senfro Datalba richtig interpretiert hast.«

»Habe ich«, antwortete der Telepath, nachdem er ebenfalls durch die Baumkronen aufgestiegen war und nun freie Sicht auf eine Baustelle von schier unübersehbarer Größe hatte.

»Warum hat Senfro Datalba gelogen, als wir ihn nach Lingofer fragten?« Ras Tschubai zeigte mit ausgestrecktem Arm zur Baustelle hinüber. »Was ist so Besonderes an dieser Stadt, daß die Linguiden sie vor uns geheimhalten wollen?«

»Das sollten wir herausfinden, damit wir den Flug über mehr als achtzigtausend Lichtjahre nicht ganz umsonst gemacht haben.«

Sie schwebten über die Wipfel der Bäume hinweg auf die Baustelle zu, auf der bereits zahlreiche Gebäude errichtet worden waren. Aus ihrer Anordnung war zu erkennen, wie die Stadt später einmal aussehen sollte. Es gab einen Kern von relativ dicht beieinander stehenden Häusern, um den herum sternförmig auseinanderstrebend weitere Ansammlungen von Gebäuden gruppiert waren. In einigen

Bereichen der Baustelle wurde trotz der frühen Tagesstunde schon gearbeitet. »Hier gibt es außerordentlich wenige Roboter«, stellte Ras fest. »Sieht ganz so aus, als käme es den Linguiden darauf an, Lingofer eigenhändig zu errichten.« Auffallend war allerdings, daß die Linguiden Arbeiten verrichteten, die sie auf allen anderen Baustellen Robotern überlassen hatten. »Könnte natürlich auch sein, daß sie nicht genügend Roboter haben«, überlegte Fellmer. »Ich werde mal einige Linguiden sondieren. Vielleicht erfahre ich es.« Sie hatten den Waldrand erreicht und schwebten nun zwischen aufgeschichtetem Baumaterial zu einem Hochhaus hinüber. Es war ein Rohbau, bei dem die Fenster jedoch schon eingesetzt waren. In den unteren Geschossen lagerten Berge von edlen Hölzern, mit denen offenbar ein Teil der Wände vertäfelt werden sollte. Da es zu regnen begann, entschlossen sich die beiden Mutanten dazu, in das Gebäude zu gehen und irgendwo in einem der oberen Stockwerke einen Beobachtungsposten zu beziehen. Sie schwebten in einem Schacht nach oben und betraten dann mehrere Räume, die schon fast fertiggestellt waren. Lediglich die Möbel fehlten noch. Die Wände und die Decke waren mit Hölzern getäfelt, und der Boden war mit einem weichen Kunststoff überzogen, der sich sehr angenehm unter den Füßen anfühlte. Von hier aus hatten sie eine ausgezeichnete Sicht über die ganze Baustelle. Als Fellmer Lloyd damit begann, die Gedanken einiger Linguiden zu sondieren, bemerkte Ras, daß Dutzende von Arbeitern herangefahren wurden und ins Haus kamen. Schon bald hörte er sie in anderen Teilen des Hochhauses hantieren. »Es sind alles höchst einfache Geister«, berichtete der Telepath. »Ich habe noch niemanden gefunden, der nicht an Fleiß, Arbeit und Vollendung denkt. Sie sind mit großer Begeisterung dabei, aber keiner konnte mir bis Jetzt etwas über die besondere Bedeutung von Lingofer verraten.« Plötzlich ertönten Schreie unter ihnen. In unverkennbarer Erregung rannten Linguiden durch das Gebäude. »Was ist los?« fragte Ras. »Es brennt«, antwortete der Telepath. »Irgendwo da unten ist durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters Feuer ausgebrochen.« Sie verließen den Raum und sahen, daß dunkler Qualm durch den Schacht heraufkam. »Sie laufen einfach weg«, stellte der Telepath überrascht fest. »Sie versuchen gar nicht erst, das Feuer zu löschen, und automatische Löschvorrichtungen scheint es auch nicht zu geben.«

»Sie lassen den Kasten abbrennen«, erkannte Ras.

»Sieht ganz so aus. Es ist wohl einfacher, ihn danach abzureißen und neu wieder aufzubauen.«
Die beiden Mutanten blieben ruhig. Für sie bestand keine Gefahr. Sie konnten jederzeit mit Hilfe ihrer

Gravopaks davonfliegen oder teleportieren.

Sie kehrten auf ihren Beobachtungsposten zurück und blickten durch die Fenster hinaus. Von Löschzügen war

nichts zu sehen. Die Linguiden auf den anderen Bauten hatten ihre Arbeit unterbrochen und beobachteten das

Feuer. Keiner von ihnen machte Anstalten, es aufzuhalten.

»Moment mal«, sagte Fellmer Lloyd plötzlich. »Da scheint jemand in Not zu sein. Ich glaube, das Feuer hat

ihm den Rückweg abgeschnitten. Moment - ich erkenne das Gedankenmuster! Es ist Senfro Datalba!«

»Wir helfen ihm, wenn er keine andere Chance hat.«

Der Telepath nickte. Er konnte nicht ahnen, wie groß die Gefahr war.

»Die Linguiden werden erfahren, daß wir ihre geheimnisvolle Stadt betreten haben. Sie werden uns Vorwürfe

machen, aber das ist nun nicht mehr so wichtig.«

»Wo ist Datalba?«

»Fünf Stockwerke unter uns in einem Raum auf der anderen Seite des Gebäudes. Wir sollten uns beeilen. Das

Holz brennt wie Zunder. Das Feuer hat ihn schon fast erreicht. Er ist dicht davor, aus einem Fenster zu

springen, obwohl er weiß, daß er so gut wie keine Chance hat, einen Sprung aus solcher Höhe zu überleben.«

Ras Tschubai streckte ihm die Hand hin, und als Fellmer sie berührte, teleportierten sie. Sie materialisierten in

einem von Rauch erfüllten Raum. Am offenen Fenster stand Senfro Datalba. Er setzte zum Sprung in die Tiefe an.

»Tu es nicht«, sagte Ras Tschubai.

Der Linguide fuhr herum. »Wie kommt ihr hierher?«

Die beiden Mutanten eilten zu ihm.

»Das spielt keine Rolle«, antwortete der Telepath. »Du brauchst keine Angst zu haben. Wir bringen dich in Sicherheit.«

»Gib mir deine Hand«, forderte Ras.

Zögernd gehorchte der Linguide. Als der Körperkontakt hergestellt war, teleportierten sie. Ras peilte den Rand

des Dschungels an. Er wollte nicht unter den anderen Linguiden erscheinen.

Als sie zwischen einigen Büschen ankamen, schrien die beiden Mutanten auf. Sie blickten sich entsetzt an und

brachen bewußtlos zusammen.

Der Linguide rannte laut schreiend in den Wald hinein, als habe er den Verstand verloren.

8.

Bully machte sich keine Illusionen. Er wußte, daß es vorbei war.

Das kleine Boot würde sich nicht mehr lange halten können. Unter der Last der immer dicker

werdenden

Eisschicht mußte es versinken. Dann blieben ihm nur noch einige Minuten. Schwimmend konnte er sich in dem

eiskalten Wasser nicht lange halten.

Plötzlich vernahm er ein stetes Rauschen und Motorengeräusche.

Unwillkürlich riß er die Arme hoch und begann zu schreien.

Ein großes Schiff war in seiner Nähe. Er vermutete, daß es einer jener großen Frachter war, die mit einem oder

zwei Mann als Besatzung über die Ozeane fuhren.

Das Rauschen kam näher. Das Schiff lag auf seinem Kurs. Eisiger Schrecken durchfuhr ihn, als er begriff, daß

es ihn und das Segelboot überlaufen könnte.

»Hilfe!« schrie er in den Nebel hinein. »Helft mir!«

Er ruderte kräftig mit den Armen. Und dann sah er das Schiff. Es lief etwa dreißig Meter an ihm vorbei. Er sah

eine große rote Stahlwand, die durch den Nebel glitt, und noch einmal schrie er so laut um Hilfe, wie er konnte.

Niemand hörte ihn. Das Schiff verschwand wieder im Nebel, und mehrere Brecher rollten heran. Bully klammerte sich an den Mast. Wie gebannt blickte er auf die Wellen. Er wußte, daß sie das Boot

umwerfen würden.

Sie erreichten das Boot, hoben es hoch und drückten es auf die Seite. Das Wasser schoß im breiten Schwall

durch das Luk, und als die nächsten Brecher heran waren, lag Bully bereits im Wasser. Er hielt sich an dem

Boot fest, das bis dicht unter die Wasseroberfläche gesunken war und sich nun auf dieser Höhe hielt.

»Was bin ich bloß für ein Idiot!« stöhnte er. »Ich könnte mich ohrfeigen.«

»Ich stimme dir zu«, ertönte eine helle Stimme. »Du bist ein Idiot. Das habe ich dir ja schon immer gesagt, aber

du wolltest es ja nicht glauben.

Und was die Ohrfeigen anbetrifft, die will ich dir gerne verpassen.«

»Gucky«, keuchte Reginald Bull. »Dich schickt der Himmel.«

»Nein, nicht der Himmel - Perry. Ich habe deine Hilferufe gehört, und er hat mich geschickt.«

»Du hast sie gehört? Dann ist er in der Nähe?«

Er blickte zu dem Ilt hinauf. Gucky stand auf der Mastspitze und wackelte mit den ausgestreckten Armen, um

die Balance nicht zu verlieren.

»Meine Tante würde sich im Grabe umdrehen, wenn sie noch lebte und dich sehen könnte«, fuhr der Mausbiber

fort. »Ist das Wasser eigentlich kalt?«

»Lausig kalt«, ächzte Bully. »Hole mich hier endlich heraus.«

»Ach, willst du den Ozean nicht mehr überqueren?«

»Von solchen Schnapsideen habe ich endgültig die Nase voll. Ich habe nur einen Wunsch. Ich will mit euch

nach Wanderer fliegen.«

»Das hört sich vernünftig an«, lobte Gucky. »Das Bad scheint dir gutgetan zu haben.«

»Hole mich raus«, flehte Bully. »Bitte! Ich erfriere!«

Der Mausbiber hatte ein Einsehen. Telekinetisch hob er Bully aus dem Wasser und ließ ihn bis zu sich an die Mastspitze hochschweben.

»Ich dachte wirklich, es ist aus«, gestand Bull. Er fror erbärmlich und zitterte am ganzen Körper.

»Bring mich

dahin, wo es warm ist.«

»Kleinigkeit«, behauptete der Ilt, ergriff die Hand des Freundes und teleportierte mit ihm zum Goshun-See.

*

Am Goshun-See brach der 13. Oktober des Jahres 1169 NGZ an.

In zwei Tagen mußten Perry Rhodan, Atlan, Reginald Bull, Gucky, Alaska Saedelaere, Roi Danton, Homer G.

Adams, Icho Tolot, Ronald Tekener, Julian Tifflor, Fellmer Lloyd und Ras Tschubai ihre Zellschwingungsaktivatoren abgeben.

Schon kurz nach Sonnenaufgang fanden sich die meisten der Aktivatorträger am Raumhafen ein, um an Bord

der EIDOLON zu gehen, eines Kugelraumers mit einem Durchmesser von 100 Metern.

»Gucky, Fellmer, Ras und Icho fehlen«, stellte Atlan fest, als sie das Raumschiff betraten.

»Ja - und ich bin eigentlich ein wenig enttäuscht«, erwiderte Rhodan, während sie ihr Gepäck in ihre Kabinen

brachten. »Gucky war hier, hat Bully gebracht und ist wieder verschwunden. Aber er kommt sicherlich noch.

Anders sieht es dagegen bei Fellmer, Ras und Icho aus. Ich fürchte, sie haben den Mut nicht, diesen Schritt zu tun.«

Atlan wandte sich an Reginald Bull.

»Was ist mit Gucky?« fragte er ihn. »Hat er gesagt, weshalb er noch einmal weggegangen ist?«

»Nein«, erwiderte Bully. »Aber er wird kommen. Ganz bestimmt. Er hatte nicht die Spur von Verständnis

dafür, daß ich einen geistigen Aussetzer hatte. Deshalb kannst du dich darauf verlassen, daß er sich so etwas

nicht erlaubt.«

»Hoffentlich.«

Perry Rhodan hatte mit jedem einzelnen ausführlich gesprochen, aber sie waren dem Geheimnis keinen

einzigsten Schritt nähergekommen. Sie konnten nach wie vor nur darüber rätseln, weshalb ES die Zellaktivatoren

zurückverlangte.

»Gucky wird kommen. Verlaß dich darauf«, bekräftigte Bully seine Aussage. Ihm war seine Reaktion auf die

Forderung der Superintelligenz peinlich. Daher war es ihm schwergefallen, nach seiner Rückkehr mit Rhodan

darüber zu reden.

»Das ist schon in Ordnung«, hatte der Freund erwidert. »Man tut manchmal Dinge, über die man hinterher nur

den Kopf schütteln kann. Das ist normal. Wer so etwas nicht tut, ist eigentlich schon tot.«

Bully stellte sein Gepäck in der Kabine ab und ging dann zu Rhodan hinüber.

»Weißt du, ich frage mich manchmal, ob ES uns während der vergangenen Tage beobachtet hat.«

Rhodan lächelte. Er verstaute sein Gepäck in den Schränken.

»Kann schon sein«, entgegnete er.

»Wenn die Superintelligenz es getan hat, wird sie uns sicherlich noch sagen, was sie von uns hält.«

»Schon möglich.«

*

»Ich verstehe nicht, daß Icho Tolot, Fellmer und Ras nicht kommen«, sagte Julian Tifflor zu Alaska Saedelaere,

mit dem zusammen er an Bord ging. »Gucky hat sich schon öfter Zeit gelassen.«

»Ich denke lieber gar nicht darüber nach«, erwiderte Alaska. »Der Gedanke, daß sie feige sind, könnte in mir

aufkommen, und ich habe kein Recht, andere so zu beurteilen, nachdem ich selbst auch nicht gerade vorbildlich

reagiert habe.«

»Sie sind keine Feiglinge«, betonte Julian Tifflor. »Ganz sicher nicht. Du kennst sie, und du weißt, daß sie alles

andere sind - nur keine Feiglinge. Das haben sie tausendfach bewiesen.«

Sie waren die letzten, die in die EIDOLON gingen. In der offenen Schleuse blieben sie stehen und blickten

zurück. Auf dem Raumhafen herrschte bereits lebhafter Betrieb. Raumschiffe starteten oder landeten.

»Das Leben geht weiter - auch wenn wir nicht zurückkehren sollten«, stellte Julian fest. »Es ist vielleicht mal

ganz gut, wenn wir uns dessen bewußt werden.«

»Ja, es hilft uns, uns selbst nicht ganz so wichtig zu nehmen.« Alaska lächelte. »Diese Ultra-Media-Geschichte

ist unglaublich. Ich hätte so etwas nicht für möglich gehalten. Wenn ich wieder auf der Erde bin, werde ich so

etwas noch einmal machen. Ich wußte nicht, daß Musik mir so viel geben kann.«

Sie blickten sich an, und sie lächelten. Sie waren sich beide dessen bewußt, daß die Wahrscheinlichkeit einer

Rückkehr äußerst gering war. Deshalb blieben sie noch ein paar Sekunden länger in der Schleuse, als sie

eigentlich wollten.

*

Icho Tolot fuhr erschrocken hoch, als die Alarmsirene ertönte. Sein erster Blick galt dem Chronometer. Es

zeigte den 13. Oktober 1169 NGZ an. Danach wandte er sich den Bildschirmen der Hauptsyntronik zu. Sie

verzeichneten, daß die HALUTA noch zwölftausend Lichtjahre von der Erde entfernt war.

Unwillkürlich legte er die Hand auf die Brust, wo er den Zellaktivator trug.

»Was ist los?« brüllte er. »Warum hast du den Flug unterbrochen? Ich muß zur Erde. Wir sind spät genug

dran.«

Der Start von Halut hatte sich um einige Tage verzögert, da die Syntronik plötzlich Maschinenschäden

gemeldet hatte. Teile der Triebwerke waren ausgewechselt worden, dazu einige der tragenden Elemente des

Raumschiffs, da sie Materialermüdungserscheinungen aufwiesen.

»Ich habe Probleme mit dem Triebwerk«, meldete Taravatos. »Ich bin zur Zeit dabei, sie zu beheben.«

»Wie lange dauert das?« fragte der Haluter.

Er ließ sich in seinen Sessel sinken und lehnte sich bequem darin zurück.

»Das läßt sich nicht exakt angeben«, antwortete die Syntronik. »Ich gehe von vierundzwanzig Stunden aus.«

Icho Tolot fuhr erneut hoch. Vor seinem Sessel blieb er stehen.

»Unmöglich!« brüllte er. »Die Reparatur muß in drei oder vier Stunden abgeschlossen sein, sonst schaffe ich es

nicht, rechtzeitig zur Erde zu kommen. Und das wäre das Ende.«

»Ausgeschlossen«, behauptete Taravatos. »Die Reparatur ist nicht in dieser kurzen Zeit durchzuführen.«

»In vierundzwanzig Stunden ist es zu spät«, erklärte der Haluter. »Dann brauche ich die HALUTA nicht mehr.

Vier Stunden. Nicht mehr.«

»Die Reparaturautomatik arbeitet mit voller Kapazität und mit der höchstmöglichen Geschwindigkeit. Das

weißt du doch selbst. Schneller geht es nicht.«

Icho Tolot hielt es für sinnlos, mit der Syntronik zu diskutieren. Er verließ die Zentrale und eilte zu den

Triebwerksräumen, um sich die Schäden selbst anzusehen. Auf die von Taravatos genannte Reparaturzeit

konnte er sich auf keinen Fall einlassen, denn er wußte, daß Rhodan schon in wenigen Stunden mit der

EIDOLON in Richtung Wanderer starten würde - auch wenn zu dieser Zeit nicht alle Aktivatorträger an Bord

waren. Er hatte gar keine andere Möglichkeit. Er mußte es tun.

»Ich werde an Bord der EIDOLON sein«, schwor er sich, während er die Schäden am Triebwerk untersuchte.

»Ganz gleich wie. Ich werde es Schaffen.«

Noch war er zuversichtlich, doch das änderte sich schon bald, als er den ganzen Umfang der Schäden erkannte.

Er erfaßte, daß Taravatos tatsächlich einen knappen Zeitrahmen für die Reparaturen angegeben hatte.

Jetzt überfiel ihn Panik. Verzweifelt suchte er nach einem Ausweg, doch er hatte Mühe, einen klaren Gedanken

zu fassen. Er mußte immer wieder daran denken, daß er demnächst sterben mußte, wenn es ihm nicht gelang,

rechtzeitig zur Erde zu kommen.

Fast schien es, als habe eine höhere Macht in letzter Stunde Einspruch gegen eine weitere Lebensverlängerung erhoben.

»Und ich habe noch nicht einmal einen Erben«, sagte er laut.

Diese Tatsache schmerzte ihn mehr als sein möglicher Tod.

*

Fellmer Lloyd hörte das Singen exotischer Vögel, das Sirren und Zirpen fremdartiger Insekten und das Brüllen

und Schreien größerer Tiere. Es waren Laute, die ihm bewußt machten, daß er mehr als 80 000 Lichtjahre von der Erde entfernt auf dem Planeten Compol war.

Er lag auf dem Boden. Durch das Blätterdach der Bäume erreichten ihn nur wenige Sonnenstrahlen.

Langsam richtete er sich auf.

»Wo bin ich?« flüsterte er und griff sich mit beiden Händen an den Kopf. Ihn schwindelte, und er fühlte sich so

schwach, daß er meinte, nicht aufstehen zu können. Doch er wollte nicht auf dem Boden liegenbleiben. Wo war

Ras Tschubai? Er drehte sich herum, so daß er sich mit den Händen abstützen konnte. Auf allen vieren kroch er

zu einem Baum, umklammerte ihn mit beiden Armen und zog sich mühsam daran hoch.

Wieso fühle ich mich so schwach! fragte er sich. *Was ist geschehen? Wieso bin ich allein?*

Fragen über Fragen, auf die er keine Antwort hatte.

Er erinnerte sich daran, daß Ras und er Senfro Datalba aus einem brennenden Haus gerettet hatten. Es mußte in

der Nähe sein. Unwillkürlich blickte er sich danach um, sah jedoch nur Büsche und Bäume um sich herum.

Und dann fiel ihm plötzlich ein, daß sie nur noch wenige Tage Zeit hatten, bis sie auf Wanderer erscheinen

mußten.

»Wir müssen am fünfzehnten Oktober dort sein«, sagte er unwillkürlich. Er blickte auf sein Chronometer. Es

zeigte den 15. Oktober an. Fellmer Lloyd konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Er sank zu Boden und

blieb auf den Knien hocken.

Er war vier Tage lang bewußtlos gewesen!

Eisiger Schreck durchfuhr ihn, denn plötzlich begriff er, was das Datum bedeutete.

»Ras«, rief er, in der Hoffnung, daß der Freund ihn hören konnte. Er erhielt keine Antwort.

Mühsam konzentrierte er sich und suchte mit telepathischen Mitteln nach Ras Tschubai, und nach einiger Zeit

fand er ihn auch. Ras befand sich in der Nähe. Er hatte teleportiert, um zur ELCADOR zu kommen. Sein Plan

war gewesen, das Raumschiff hierherzubringen und ihn damit abzuholen, da er sich zu schwach gefühlt hatte,

um ihn transportieren zu können.

Doch Ras Tschubai war nicht weit gekommen. Auch er war bis vor wenigen Minuten bewußtlos gewesen, und

er fühlte sich ebenfalls sehr schwach. Ihm hatten die Kräfte für die Teleportation zur ELCADOR gefehlt. Jetzt

lag er vollkommen verzweifelt im Dschungel und wußte nicht mehr, was er tun sollte.

»Die Gravopaks«, flüsterte Fellmer Lloyd. »Wir brauchen keine Psikräfte. Wir können fliegen.«

Er schaltete seinen Gravopak an und fühlte sich danach schon etwas besser. Er stieg jedoch nicht zu den

Wipfeln der Bäume auf, sondern rief Ras Tschubai mit Hilfe seines Funkgeräts.

Telepathisch erfaßte er, daß Ras die Signale seines Geräts hörte, aber nicht sofort begriff, was sie bedeuteten.

Der Teleporter hatte soeben eine schreckliche Entdeckung gemacht. Sie schockierte ihn derartig, daß er keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte.

Sein Zellaktivator pulsierte nicht mehr mit der gewohnten Intensität!

Als Fellmer Lloyd die aus den Gedanken des Freundes herauslas, griff er sich an die Brust.

Langsam sank die Hand wieder nach unten.

Auch sein Zellaktivator arbeitete nicht mehr mit der Kraft, die für eine solche Situation der Schwäche normal gewesen wäre.

Fellmer griff sich erneut zur Brust und umklammerte den Zellschwingungsaktivator.

Das Gerät fühlte sich seltsam kalt an.

Der Unsterbliche erinnerte sich daran, daß er nach der Teleportation stechende Kopfschmerzen gehabt hatte

und dann zusammengebrochen war. Er glaubte, die Schreie des Linguiden zu hören.

Irgend etwas war nicht in Ordnung bei dieser Teleportation, erkannte er. Irgend etwas war anders, als bei jeder

anderen Teleportation, die ich je erlebt habe. Aber was ? Hat es die Zellaktivatoren zerstört? Es muß so

gewesen sein, denn sonst wären Ras und ich nicht bewußtlos geworden. Die Aktivatoren hätten uns davor bewahrt.

Er klammerte sich an diesen Gedanken, als sei dadurch etwas zu ändern, als könne das lebenserhaltende Gerät dadurch wieder aktiviert werden.

Ras Tschubai meldete sich. Seine Stimme klang schwach aus dem winzigen Lautsprecher.

»Fellmer«, sagte er mühsam. »Mein Aktivator erlischt.«

»Nur eine Störung! Weiter nichts«, erwiderte der Telepath voller Verzweiflung.

»Ich bin so schwach, und heute ist der fünfzehnte Oktober. Wir können nicht mehr rechtzeitig nach Wanderer kommen.«

»Die Gravopaks unserer Anzüge helfen uns«, erklärte Lloyd. »Wenn wir es bis zur ELCADOR schaffen, sind wir gerettet.«

Ras Tschubai antwortete nicht. Erneut suchte der Telepath ihn mit seinen besonderen Fähigkeiten. Er brauchte

lange dazu, und als er ihn gefunden hatte, merkte er, daß Ras vor Schwäche bewußtlos geworden war.

Er beschloß, zu ihm zu fliegen und ihm zu helfen. Er griff nach seinem Arm, um die Gravo-Einheit zu steuern,

doch dabei berührte er versehentlich den falschen Schalter, und der Gravopak schaltete sich aus. Fellmer

versuchte, ihn wieder zu aktivieren, Ooch die Hand war ihm so schwer, daß er es nicht schaffte.

Er mußte eine Pause einlegen, um sich ein wenig zu erholen. Erschöpft ließ er sich auf den Rücken sinken und

schloß die Augen.

Es begann zu regnen.

*

Perry Rhodan schloß die Schleuse der EIDOLON und traf die letzten Startvorbereitungen.

Reginald Bull kam als letzter der Aktivatorträger in die Zentrale.

»Ist Gucky schon da?« fragte er.

»Bis jetzt nicht«, erwiderte Atlan. In den rötlichen Augen des Arkoniden zeichnete sich Zweifel ab.

»Du meinst, er kommt nicht mehr?« Bully schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir nicht denken.«

»Auch Icho Tolot, Fellmer und Ras fehlen noch«, bemerkte Perry Rhodan. »Wir werden uns wohl damit

abfinden müssen, daß sie nicht mehr kommen.«

Die EIDOLON erhielt die Startfreigabe von der Raumflugleitung.

»Also dann ...«, sagte Rhodan. »Länger können wir nicht warten.«

»Was ist mit Gucky passiert?« fragte Bully. »Weshalb kommt er nicht? Ich hätte schwören können, daß er

rechtzeitig hier ist.«

»Wir haben kein Zeichen von ihm und auch von den anderen nicht«, sagte Atlan enttäuscht.

»Icho Tolot hätte

sich über Funk melden können. Wenn er schon nicht mitfliegen will, hätte er sich doch von uns verabschieden

können.«

Dieser Meinung waren die anderen auch.

Rhodan leitete den Start ein, und Sekunden später hob die EIDOLON ab. Sie beschleunigte mit mäßigen

Werten bis in den Orbit. Hier leitete Rhodan die zweite Phase ein, in der das Raumschiff wesentlich höher

beschleunigte.

Plötzlich flimmerte die Luft in der Zentrale, und Gucky materialisierte auf dem Schoß von Bully.

»Wollt ihr etwa ohne mich fliegen?« beschwerte der Mausbiber sich. »Das ist doch wohl nicht euer Ernst.«

»Ich bin froh, daß du da bist, Kleiner«, sagte Perry Rhodan und atmete erleichtert auf.

»Wir haben dich vermißt«, fügte Bully hinzu.

»Wir dachten schon, du würdest nicht kommen«, gab Atlan zu.

»Wo bist du überhaupt gewesen?« fragte Reginald Bull. »Hättest du uns nicht einen Tip geben können?«

»Beim Segeln war ich jedenfalls nicht, Dicker«, gab der Ilt mit einem überaus deutlichen Seitenhieb auf das mißglückte Ozeanabenteuer Bullys zurück.

»Du willst es uns also nicht verraten?« fragte Homer G. Adams.

»Ebenso wie ihr hatte auch ich einige Dinge auf der Erde zu regeln«, erklärte der Mausbiber. Er sprang vom

Schoß Bullys herunter und watschelte zu einem freien Sessel hinüber. »Es dauerte ein bißchen länger, bis all

diese Dinge geklärt waren, aber es mußte sein, denn die Erde werden wir ja nicht wiedersehen.«

Er zeigte auf einen der Bildschirme, auf dem der Planet zu sehen war. Da die EIDOLON mit hohen Werten

beschleunigte, wurde er rasch kleiner.

Gucky hatte angesprochen, was sie alle dachten.

Sie würden die Erde nicht wiedersehen.

Die Syntronik begann mit dem Countdown, an dessen Ende die EIDOLON die erste Überlichtetappe antreten

würde.

Noch zehn Sekunden.

In diesem Moment meldete sich die HALUTA.

Rhodan unterbrach den Countdown und stellte die Funkverbindung blitzschnell her.

»Fliegt nicht ohne mich ab, Freunde«, donnerte die Stimme von Icho Tolot aus den

Lautsprechern. »Ich konnte

nicht früher kommen. Ich wurde durch Reparaturen aufgehalten. Die HALUTA ist immer noch nicht ganz in

Ordnung, aber ich lasse sie hier. Ich kann die Reparaturen in Ruhe abschließen - falls es uns vergönnt sein

sollte, jemals hierher zurückzukehren.«

Icho Tolot entblökte die Doppelreihen seiner kegelförmigen Zähne und begann dröhnend zu lachen.

»Ihr habt doch nicht wirklich gedacht, daß ich nicht mitfliegen würde?«

Rhodan erteilte der Syntronik den Befehl, ein Rendezvous-Manöver mit der HALUTA zu fliegen, so daß Icho

Tolot an Bord kommen konnte. Wenig später kam das Raumschiff des Haluters bereits in Sicht.

Icho Tolot teilte ihnen mit, daß er höchst notdürftige Reparaturen an der HALUTA durchgeführt und dann alles

auf eine Karte gesetzt hatte, um noch rechtzeitig bei ihnen sein zu können.

»Am schwersten war es, Taravatos zu überlisten«, berichtete er, als er an Bord der EIDOLON war und alle

begrüßt hatte. »Die Syntronik behauptete, es wäre ein viel zu hohes Risiko, mit dem nur unzureichend

reparierten Triebwerk zu fliegen. Erst als ich damit drohte, sie auszuschalten und total zu löschen, gab sie

nach.« Er lachte dröhnend. Rhodan gab eine Meldung an die Raumüberwachung der Erde durch, in der er

mitteilte, wo sich die HALUTA befand und daß Reparaturen an dem Schiff notwendig geworden waren.

Nachdem er die Zustimmung des Haluters dazu eingeholt hatte, bat er die Raumüberwachung, die HALUTA

nach Terra zu holen und die Reparaturen dort auszuführen.

Icho Tolot hatte sich inzwischen in der Zentrale umgesehen.

»Wo sind Ras und Fellmer?« fragte er. »Sind sie nicht gekommen?«

»Leider nicht«, antwortete Atlan traurig. »Sie haben offensichtlich nicht den Mut dazu gefunden.«

»Sie könnten aufgehalten worden sein«, gab der Haluter zu bedenken.

»Wohl kaum«, erwiderte der Arkonide. »Sie sind auf Compol, einer Welt, die den Friedensstiftern gehört. Die

Möglichkeit, daß sie dort ungewollt verhindert werden, ist äußerst unwahrscheinlich. «

»Schade, daß sie sich vor der Verantwortung gedrückt haben«, sagte Julian Tifflor enttäuscht.

»Ich glaube, das

hätte ihnen niemand von uns allen zugetraut.«

Keiner der anderen Aktivatorträger widersprach ihm.

E N D E

Auch diesmal, wie schon zu Beginn ihrer Jahrtausende währenden Karriere als Träger der relativen

Unsterblichkeit, ist ihr Weg nach Wanderer von großen Schwierigkeiten begleitet. Dennoch gehen Perry Rhodan und neun seiner alten Gefährten diesen Weg, ohne zu wissen, was sie am Ende erwartet.

Kurt Mahr schreibt im nächsten PR-Roman mehr darüber. Sein Roman erscheint unter dem Titel: DIE LETZTE FRIST

Computer: Letzte Entscheidungen

Die Überlegungen, die sich im Bewußtsein der Superintelligenz ES abspielen, hat nie jemand so richtig

verstehen können, höchstens im nachhinein. Was ES dazu bewegt, die überlebenden Aktivatorträger zum

Besuch auf Wanderer zu kommandieren, damit sie dort ihre Zellschwingungsaktivatoren abgeben können, ist

für alle Betroffenen ein absolutes Rätsel. Die Frist sei abgelaufen, behauptete Homunk, als er die Hiobsbotschaft überbrachte. Welche Frist? 20000 Jahre hat ES damals den Menschen zugestanden, als ES Perry

Rhodan und seinen Freunden die erste Zelldusche verabreichte, diese aber Thora und Crest gleichzeitig

verweigerte. Die Arkoniden hätten versagt, wurde damals geäußert. Jetzt sei die Reihe an der Menschheit, sich

zu beweisen - was immer man darunter verstehen möchte - und das Erbe des Universums anzutreten. Von den

20000 Jahren sind noch nicht einmal 3000 vergangen - 2780, um genau zu sein -, und dabei sind die 695 Jahre

mitgerechnet, die Perry Rhodan mit seinen Freunden im Stasis-Feld verbrachte und die sie auf keinen Fall

hätten nützen können, um sich zu beweisen und nach dem Erbe des Universums zu streben. Es muß hier also

entweder ein Mißverständnis vorliegen, oder ES hat einen neuen Zeitplan entwickelt, durch den das früher

gegebene Versprechen ungültig wurde. Die Aktivatorträger klammern sich an die Hoffnung, daß man mit der

Superintelligenz verhandeln könne: daß sie sich über ihren Irrtum aufklären lassen werde, falls es sich

tatsächlich um einen solchen handelt, oder daß sich ihr der neue Zeitplan ausreden lasse.

Manch einer aber denkt darüber nach, was wäre, wenn sich die Hoffnung nicht erfüllte. Wenn weder ein Irrtum

noch ein neuer Zeitplan vorläge und ES es sich einfach nicht ausreden ließe, die Zellaktivatoren einzusammeln.

Man darf nicht übersehen, daß die Superintelligenz sich auf einer niedrigeren kosmischen Entwicklungsstufe als

die Kosmokraten befindet und daher - vielleicht! - verpflichtet ist, kosmokratische Befehle entgegenzunehmen

und zu befolgen. Hinzuzuzählen wäre noch, daß Perry Rhodan und Atlan, natürlich auch Jen Salik, sich

geweigert haben, weiter im Dienst der Kosmokraten zu stehen. Könnte es sich bei der Forderung nach

Rückgabe der Zellschwingungsaktivatoren um eine kosmokratische Strafmaßnahme handeln?

Wir haben bis auf den heutigen Tag noch nicht begriffen, wie die Autoritätskette von den Kosmokraten über die Materiequellen und Superintelligenzen bis herab zu uns gewöhnlichen Wesen verläuft und funktioniert. Wir sind hier also wild am Spekulieren. Aber die Idee verdient es, in Erwägung gezogen zu werden. Was wird also aus denen, die ihre Aktivatoren abgeben müssen? Dumme Frage: Sie sterben binnen einer Zeitspanne von wenig mehr als 62 Stunden. Kann man es denen, die da so völlig grundlos zur Hergabe ihres Lebens aufgefordert wurden, übelnehmen, daß sie teils verwirrt, teils irrational reagieren und sich mit aller Kraft gegen die Vorstellung vom nahen Tod stemmen? Andere, die nicht unmittelbar betroffen sind, sollten sich auch Gedanken machen. Welches Potential geht da nicht nur der Menschheit, sondern der gesamten galaktischen Zivilisation verloren! Wer hat eine Vorstellung davon, wieviel Weisheit in den Bewußtseinen wohnt, die seit Tausenden von Jahren funktionieren? Es ist oft darüber gelästert worden, daß Perry Rhodan nur irgendwo zu erscheinen braucht, und schon sind die schlimmsten Probleme gelöst. Hat sich schon einmal einer Gedanken darüber gemacht, wieviel Wissen im Gehirn eines Mannes steckt, der seit über 2100 Jahren lebt (die Zeit im Stasis-Feld ist abgezogen), von Natur aus nicht der Unintelligenteste war und die ganze Zeit über Erfahrungen gesammelt und Informationen gespeichert hat? Es dreht sich aber nicht allein um Perry Rhodan, sondern auch um Atlan, der etliche Jahrtausende älter ist als sein terranischer Freund, um Icho Tolot, dessen Alter niemand kennt, um Gucky, den Fähigsten unter den Mutanten, und schließlich um die anderen, die zu Perry Rhodans Generation gehören und ebensoviel Wissen aufgesammelt haben wie er. Hier haben wir den klassischen Fall des AntiTheorems, daß die Summe der Teile *kleiner Ist* als das Ganze. Zehn Zweihundertjährige können es an Weisheit, Umsicht, und was weiß ich noch alles, nicht mit einem zweitausendjährigen Perry Rhodan aufnehmen. Der Verlust, der der Gesamtheit der galaktischen Völker infolge der unverständlichen Forderung der Superintelligenz ES ins Haus steht, kann in seiner Größe gar nicht überschätzt werden. Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll, wenn man erfährt, wie die Aktivatorträger auf das Ultimatum des Überwesens reagieren. Reginald Bull macht sich auf den Segel-Törn, den er, wie er sich zu erinnern meint, sich schon immer gewünscht hat, und geht um ein Haar mit seinem vereisten Boot unter. (Warum ist er auch nicht in der Karibik segeln gegangen?) Alaska Saedelaere entdeckt seine Liebe zur Musik und

dirigiert ein

Fiktiv-Orchester. Julian Tifflor, Ronald Tekener und Homer G. Adams drehen kurzfristig in ähnlicher Weise

durch. Von Gucky weiß man nicht recht, was er getrieben hat, bevor er sich an Bord der EIDOLON einfindet.

Aber zu guter Letzt sind sie alle auf dem Weg nach Wanderer, um dort gehorsam ihre Zellaktivatoren

abzuliefern. Es gibt nur zwei Ausnahmen; Fellmer Lloyd und Ras Tschubai. Ihr Schicksal stimmt uns traurig.

Sie werden Wanderer nicht mehr rechtzeitig erreichen.

Man könnte darüber nachdenken, was wohl geschehen würde, wenn die Aktivatorträger sich einfach weigerten,

der Aufforderung der Superintelligenz zu folgen. Diese Überlegung stellen sie selbst schon an.

Man kann die

Möglichkeit nicht ausschließen, daß die Aktivatoren nach Ablauf der von dem Überwesen gestellten Frist

einfach aufhören zu funktionieren. In diesem Falle wäre man nicht schlimmer dran, als wenn man die Geräte

auf Wanderer ablieferte. Demgegenüber steht die Chance, daß ES sich überreden läßt, seine Forderung

zurückzunehmen. Diese Varianten einer möglichen Entwicklung muß man sorgfältig gegeneinander abwägen.

Die Aktivatorträger sind zu dem Schluß gekommen, daß ihre Überlebensaussichten größer sind, wenn sie nach

Wanderer fliegen.